

165.

Genovefa.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Genovefa.

Eine der schönsten und rührendsten

Geschichten des Alterthums,

neu erzählt

für alle guten Menschen,

besonders für

Mütter und Kinder.

Von dem

Verfasser der Ostereier,

Christoph von Schmid.



Neue, illustrirte Ausgabe.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg, 1878.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

Vorrede.

Euch, ihr guten Mütter, die ihr Gefühl für alles Gute und Schöne habt, und also wohl auch für das Beste und Schönste auf Erden, für unsere heilige Religion, euch und euren lieben Kindern, in deren zarten Herzen ihr dieses schöne Gefühl auch gern wecken und rein bewahren möchtet, ist dieses Büchlein vorzüglich gewidmet.

Es gibt wohl nichts Liebenswürdigeres — als eine Mutter, die ihre Kleinen um sich versammelt, und sie voll mütterlicher Zärtlichkeit in dem Schönsten und Besten, was wir auf Erden haben, unterrichtet — als Kinder, die sich mit kindlicher Lernbegierde um die freundliche Mutter drängen, und auf jedes Wort ihrer Lippen horchen.

Euch, gute Mütter, dieses schöne Geschäft des Unterrichtes eurer Kinder zu erleichtern, eure Kinder einige Stunden so lehrreich als angenehm zu unterhalten — dazu möchte dieses Büchlein gern ein kleiner Beitrag sein. Deßhalb bemühte sich der Verfasser, die Geschichte Genovefa's so klar und einfach zu erzählen, daß sie ein Kind verstehen könne; aber sie dennoch so darzustellen, daß auch eine gebildete Mutter, ja wohl auch ein gebildeter Mann das Buch nicht ganz ohne Rührung aus der Hand legen möge.

Fragt ihr mich, gute Mütter, ob sich Alles genau so zugetragen habe, wie es in dem Büchlein erzählt ist, so antworte ich: Die Hauptbegebenheiten haben wirklich die Wahrheit einer Geschichte; den kleinen Nebenumständen aber bemühte sich der Verfasser die Wahrheit eines Gemäldes zu geben.

Es ist da, wie zum Beispiele mit einem Gemälde der heiligen Familie. Wenn da das Angesicht der heiligen Jungfrau von Innigkeit, Demuth, Unschuld und Mutterzärtlichkeit wie verklärt ist; wenn der betagte Nährvater des Kindes so ein recht würdiges, frommes, redliches Aussehen hat; wenn sich in den Augen des

holdseligen, rosenwangigen Kindes gleichsam der Himmel aufthut: so wißt ihr auf den ersten Blick, was das Gemälde vorstellen soll, und sagt es wohl laut: „O wie wahr! Ja, so mußten diese heiligen Personen ausgesehen haben.“ Und dieß ist die Hauptsache, die in der Wahrheit der Geschichte gegründet ist. Ob die Farben der Gewänder genau dieselben waren, das fällt euch nicht ein zu fragen, und das könnte auch Niemand beantworten. Man kann von dem Maler nicht mehr fordern, als daß er die Farben so sanft und mild wähle, wie sie sich zu einem solchen lieblichen Gemälde schicken. Und so ist es mit den kleinen Nebenumständen jeder Erzählung. Sie sind zur lebendigen und rührenden Darstellung einer Geschichte dem Erzähler so nothwendig, als die Farben dem Maler zum Malen. Genug, wenn diese kleinen Umstände so gewählt sind, daß sie nichts Fremdes in die Geschichte hineintragen, sondern wie Blumen aus ihrem natürlichen Boden aus der Geschichte hervorgehen. Möchte dem Verfasser sein Bemühen, so zu erzählen, gelungen sein!

Dieß, gute Mütter, ist Alles, was ich euch zu sagen habe. Ihr dürfet die Geschichte euern

Kindern bloß vorlesen, oder sie euch von einem eurer Kinder, das gut liest, vorlesen lassen, so wird sich alles Uebrige aus der Geschichte von selbst ergeben.

Wenn — nicht ihr, gute Mütter! — sondern vielleicht sonst hie und da Jemand die Frage aufwerfen sollte, warum überhaupt man diese Begebenheit der dunklen Vorzeit wieder aus dem Staube hervorziehen möge: so sieht der Verfasser sich veranlaßt, diese Fragen einen der größten Schriftsteller Deutschlands beantworten zu lassen.

„Kein Mann von einiger Gelehrsamkeit wird abläugnen mögen (sagt dieser große, nicht mehr lebende Gelehrte in der Vorrede zu seinen vortrefflichen, im Geiste ihrer Zeit, ohne Zusatz von der Weisheit des Tages, erzählten Legenden), daß nicht in diesem Staube reine Goldkörner zu finden seien.

„In den christlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geistesgestalten mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Schönheit und Würde auf, daß ihnen eben deßwegen fremder Schmuck entbehrlich ist.

„In der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem engen

menschlichen Kreise sprechen sie mit sanfter Gewalt dem menschlichen Herzen zu, und gebieten Einkehr in sich selbst, Glaube, Liebe, Geduld.

„Muß man diese Gestalten im Dunkel lassen? Darf man verblichene Tugenden und Grundsätze nicht vorführen, bloß weil sie nicht die Vulgivagen (die wandelbaren Alltagsvorstellungen des großen Haufens) unserer Zeit sind. Eben das, dünkt mich, müsse man aus vorigen Zeiten herführen, woran es der gegenwärtigen entschieden und zu ihrem eigenen Nachtheile fehlt.

„Natürlich müssen diese Gestalten erscheinen, wie sie unser Geist und Herz zu sehen begehret. Gespottet hat man über sie genug, und zwar öfters mit schalem Spott, mit sehr unwissender Verläumdung; darf man sie nicht auch einmal nützlich gebrauchen? Der Spott, zu dem manche aus ihnen Gelegenheit gaben, ist erschöpft; das Feld des Nutzbaren in ihnen steht noch unberührt da.“

Doch genug! Ich hoffe, der Freund der Religion — sei es, daß er diese Blätter auch mit einer Art von Befremdung in die Hand nehme! — werde sich am Ende wieder mit der Wahl des Verfassers aussöhnen, und der Heldin

der Geschichte, oder vielmehr der Religion huldigen, die in dem Leben einer heiligen Frau sich lebendig darstellt.

Auf Schriftstellerruhm macht übrigens der Verfasser keinen Anspruch. Eine einzige Thräne frommer Rührung, der Beruhigung in ähnlichen Leiden, des frohen Vertrauens auf Gott wird ihm der schönste Lohn sein, den er sich nur immer wünschen kann.

Erstes Kapitel.

Genovefa wird Grafen Siegfrieds Gemahlin.



Genovefa, die heilige Pfalzgräfin, wurde vor vielen Jahrhunderten geboren, und lebte zu einer Zeit, die für unser deutsches Vaterland sehr erfreulich und segensvoll

war. Die Morgenröthe des Evangeliums hatte bereits die Finsternisse des Heidenthums in Deutschland zerstreut. Die sanfte Lehre Jesu fing an, die rauhen Sitten unserer tapfern Voreltern sehr zu mildern. Selbst der rauhe, ungebaute Boden gewann unter der fleißigen Hand der ersten Verkünder des Christenthums eine freundlichere Gestalt, und die unermeßlichen Waldungen mußten reichen Kornfeldern und blühenden Gärten Raum machen. Viele deutsche Fürsten freuten sich des zweifachen Segens, den diese göttliche Religion über ihre Länder verbreitete, und wetteiferten, dieser Lehre vom Himmel zu huldigen.

Unter diesen Fürsten war nun auch Genovefa's Vater, der Herzog von Brabant. Wegen seiner hohen Tapferkeit und seines kühnen Muthes in Schlachten wurde er allgemein bewundert; wegen seines christlichen Sinnes, seiner thätigen Liebe zu den Menschen, und seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit allgemein verehrt und geliebt. Seine Gemahlin, die Herzogin, war ihm an edlen Gesinnungen vollkommen gleich, und mit ihm nur Ein Herz und Eine Seele. Genovefa war die einzige Tochter des fürstlichen Ehepaars, und wurde von beiden Eltern unaussprechlich geliebt und vortrefflich erzogen.

Genovefa zeigte schon als Kind einen sehr hellen Verstand, ein sehr edles, gefühlvolles Herz, und ihr ganzes Betragen war ungemein sanft, sittsam und liebenswürdig. Wenn die Herzogin, nach den Sitten damaliger Zeit, am Spinnrocken saß, setzte die kleine Genovefa, als ein Kind von fünf Jahren, sich auf einen kleinen zierlichen Schemmel zur Mutter, faßte ausnehmend geschickt die Spindel, und wußte mit ihren zarten Fingern bald die reinsten Fäden zu drehen. Während des Spinnens that sie allerlei sinnreiche Fragen, gab auf jede Frage eine treffende Antwort, und sprach jedes Wort überaus sanft, deutlich und bedachtsam aus. Wer sie nur sah, gerieth in Erstaunen und sagte, aus diesem Kinde müsse einmal etwas Außerordentliches werden. Wenn sie, in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren, mit ihren herzoglichen Eltern zur Kirche kam, und in ihrer einfachen weißen Kleidung zwischen Vater und Mutter, in dem mit scharlachrothem Tuche bedeckten Betstuhle vor dem Altare kniete: so glich sie mit ihrem lieblichen, innig frommen Gesichte, ihren Wangen, auf denen das reinste Roth der Unschuld blühte, ihren langen goldenen Locken, und mit ihren hellen, blauen Augen, die sie bald voll An=

dacht zum Himmel erhob, und bald wieder voll Anbetung zur Erde senkte, einem Engel des Himmels. Als ein wahrer Engel des Trostes erschien sie in der Hütte der Armuth. Sie brachte den armen Kindern Kleidungsstücke, die sie selbst verfertigt hatte, und gab den Müttern manches Goldstück, das ihr der Herzog zu ihrem eigenen Putze geschenkt hatte. Mit einem reichgefüllten Körbchen am Arme eilte sie, oft schon am frühen Morgen, oder noch am späten Abende, zu den Kranken, und brachte ihnen erquickende Speisen. Manche kostbare Baumfrucht, die damals in Deutschland noch eine Seltenheit war, ersparte sie an ihrem Munde, um Kranke damit zu laben. Als erwachsene Jungfrau war sie recht das Bild der Unschuld und Schönheit, und alle frommen Mütter stellten ihren Kindern das herzogliche Fräulein als ein Beispiel der Frömmigkeit, der Sittsamkeit, des Fleißes und jeder liebenswürdigen Tugend vor.

Graf Siegfried, ein sehr tapferer Ritter, von hohem, edlem Sinne und Aussehen, rettete dem Herzoge in der Schlacht das Leben. Der Herzog brachte ihn mit sich aus dem Felde nach Hause, gewann ihn bald so lieb, als wäre er

sein eigener Sohn, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Als der Morgen anbrach, an dem Genovefa mit ihrem Gemahl abreisen sollte, da blieb in der ganzen herzoglichen Burg und weit umher in der Gegend kein Auge trocken. Genovefa zerfloß in Thränen.

Der ehrwürdige Vater schloß sie noch einmal in seine Arme, benetzte sie mit Thränen und sprach: „So zieh' denn hin, meine Tochter! Ich und deine Mutter sind alt. Wir bleiben Beide zurück, und wissen nicht, ob du unser Angesicht je noch einmal sehen wirst. Aber Gott zieht mit dir und überall, wo du nur hinkommst, ist Er bei dir. Habe Ihn stets vor Augen und im Herzen, wie du dieß von deinen Eltern gelernt hast, und weiche nie ein Haar breit, weder zur Rechten noch zur Linken, von seinen Wegen ab; dann dürfen wir wegen deiner unbekümmert sein, und können einst getrost sterben!"

Hierauf umfaßte die Mutter sie mit zitternden Armen, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Lebe wohl, Genovefa, und Gott geleite dich! — Ach, ich weiß nicht, was über dich verhängt sein wird, und das Herz ist mir von allerlei trüben Ahnungen schwer!

Aber du warst immer eine gute Tochter, warst unsere größte Freude auf Erden, und betrübtest uns nie — o bleibe ferner gut! Thue nie etwas, dessen du dich vor Gott und deinen Eltern schämen müßtest! Noch einmal, bleibe du gut — dann ist Alles gut! Und sollten wir uns auch auf Erden nie mehr sehen, so sehen wir uns dann doch in dem Himmel gewiß wieder!“

Nun wandten sich beide Eltern noch zu dem Grafen und sagten: „O Sohn, so nimm sie denn hin! Sie ist unser kostbarstes Kleinod. Sie ist deiner werth. Behalte sie lieb und ersetze nun du ihr — Vater und Mutter.“ Graf Siegfried versprach Alles, und kniete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

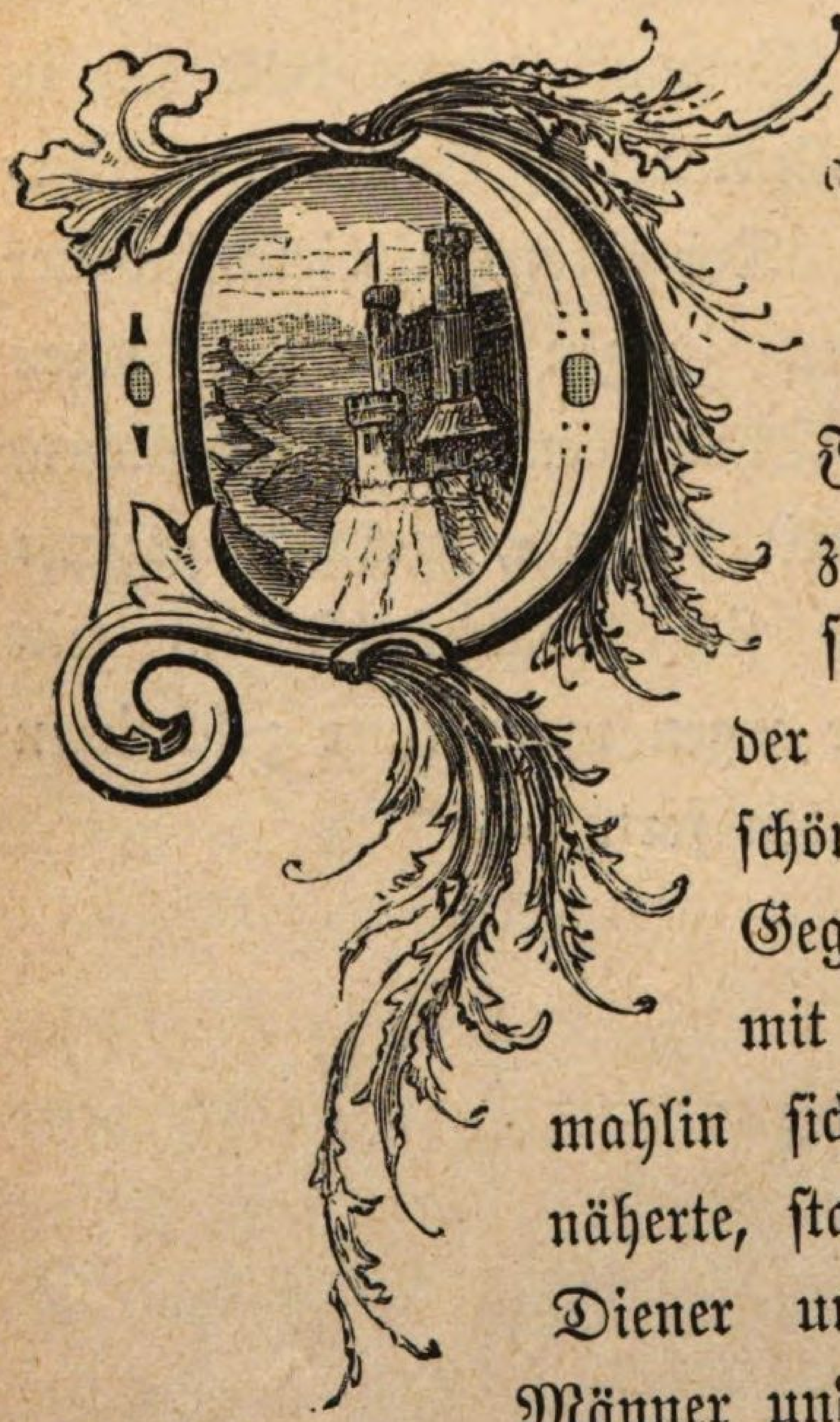
Jetzt trat Hildolf, der Bischof, der Genovefa mit dem Grafen Siegfried vermählt hatte und noch zugegen war, näher. Er war ein frommer, ehrwürdiger Greis, mit schneeweißen Haaren und noch blühendrothen Wangen. Auch er segnete Beide und sprach noch besonders zu Genovefa: „Weinet nicht, edle junge Frau! Gott hat Euch ein großes Glück zugedacht — allein anders, als Alle hier denken. Es wird aber der Tag kommen,

da Alle, die hier gegenwärtig sind, Gott mit Freudenthränen dafür danken werden. Gedenkt dieser meiner Worte, geliebte Tochter im Herrn, sobald Euch etwas Außerordentliches begegnen wird — und der Herr sei mit Euch."

Bei diesen Worten des frommen, gottesfürchtigen Greises ergriff alle Umstehenden eine leise Ahnung bevorstehender außerordentlicher Schicksale und die allgemeine Wehmuth verwandelte sich in stumme vertrauensvolle Anbetung Gottes und Seiner heiligen Vorsehung. Der Graf half hierauf seiner schmerzlich weinenden jungen Gemahlin, deren Wangen einer mit Thau benetzten Lilie glichen, auf das für sie bereit stehende, prächtig gezierte Reisepferd, schwang sich dann selbst auf sein Ritterroß und Beide zogen unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern fort.

Zweites Kapitel.

Graf Siegfried zieht in den Krieg.



Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf Felsen, zwischen den zwei herrlichen Flüssen, dem Rhein und der Mosel, in einer schönen, anmuthsvollen Gegend. Als der Graf mit seiner jungen Gemahlin sich dem Schloßthore näherte, standen schon alle seine Diener und Unterthanen — Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder — in ihrem besten Schmucke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die

Schloßpforte war mit grünem Laubwerke und mit Blumen geziert und auch der Weg mit Blumen und frischen Blättern bestreut. Aller Augen waren auf Genovefa gerichtet; Alle waren voll Neugierde, ihre neue Gebieterin zu sehen. Als sie dieselbe nun näher erblickten, ergriff Alle ein Erstaunen. Denn da Genovefa's Angesicht ganz der Spiegel einer reinen, wohlwollenden, himmlischgesinnten Seele war, so hatte es wirklich etwas Himmlisches und schien von überirdischer Schönheit.

Genovefa stieg ab, und grüßte Alle auf's Liebreichste und mit den holdseligsten Worten. Sie redete vorzüglich mit den Müttern, die mit ihren Kindern auf dem Arme und an der Hand umherstanden, so freundlich, und beschenkte die Kinder, nach deren Namen und Alter sie gütig fragte, so reichlich, daß Mütter und Kinder entzückt waren. Als aber der Graf überdieß noch — wie er versicherte, auf Genovefa's Bitte — den Kriegern und Dienern für einen Monat doppelte Löhnung, den Unterthanen auf ein Jahr Erlaß an den Abgaben, und den Hausarmen eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte, da brachen Alle in lauten Jubel aus, vergossen Freudenthränen, priesen sich und den Grafen glücklich,

und tausend fromme Wünsche für das junge Ehepaar stiegen zum Himmel. Sogar den alten Kriegern des Grafen, die ihrem Herrn zu Ehren mit ernstem Gesichte unbeweglich unter dem Gewehre dastanden, floßen die hellen Zähren über die rauhen Bärte.

Siegfried und Genovefa lebten in der seligsten Eintracht. Allein diese Seligkeit währte nur wenige Wochen. Eines Abends spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen Beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genovefa spann und sang und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute. Da hörten sie plötzlich draußen vor dem Schloße kriegerische Trompeten. „Was gibt's?" rief der Graf seinem Stallmeister entgegen, der eben eilends hereinkam. „Krieg!" antwortete dieser. „Die Mohren sind aus Spanien in Frankreich eingebrochen, und drohen Alles durch Feuer und Schwert zu verheeren. Zwei Ritter sind so eben mit Befehlen vom Könige angekommen. Wir sollen, wenn's möglich ist, noch diese Nacht aufbrechen, um unverzüglich zum Heere des Königs zu stoßen." Der Graf eilte sogleich hinunter, bewillkommte die Ritter und führte sie herauf in den großen Rittersaal.

Die erschrockene Gräfin eilte zur Küche, Anstalten zur Bewirthung der Ritter zu machen. Der Graf brachte die ganze Nacht mit Kriegsanstalten, Aussendungen der Boten an seine Kriegsleute in der Gegend umher, und mit Anordnungen für seine Abwesenheit zu. Alle Ritter der Nachbarschaft kamen auf seinem Schloße zusammen, und das ganze Schloß wiederhallte vom Getöse der Waffen, den Fußtritten geharnischter Männer, und dem Klirren der Sporne. Die Gräfin war die ganze Nacht beschäftigt, so viele Leute zu bewirthen, und Kleidungsstücke und allerlei andere Sachen, die der Graf für die Reise nöthig hatte, sorgfältig zusammen zu packen. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter geharnischt in dem Saale versammelt, und der Graf stand, vom Haupte bis zu den Füßen in Eisen gehüllt, und einen wallenden Federbusch oben auf dem Helme, in ihrer Mitte. Unten in dem Schloßhofe hatten Reiterei und Fußvolk sich bereits wie in Schlachtordnung aufgestellt, und warteten seiner.

Genovefa trat nun in den Saal, und überreichte ihrem Gemahl, nach den Sitten der Ritterzeit, Schwert und Lanze. „Führe diese Waffen für Gott und Vaterland — zum Schutze wehrloser

Unschuld und zum Schrecken übermüthiger Verbrecher!“ sprach sie, und sank ihm dann bleich, wie das weiße Tuch, das sie in der Hand hielt, in die Arme. Bange Ahnungen künftiger Leiden, die sie aber jetzt sich noch nicht deutlich zu machen wußte, erfüllten ihr Herz. „Ach Siegfried, wenn du nicht mehr zurückkehrtest!“ seufzte sie, und verbarg ihr Angesicht in ihr Tuch. „Sei getrost, Genovefa!“ sprach der Graf. „Wider den Willen Gottes streckt mich Keiner zur Erde hin. Ueberall sind wir in Gottes Hand. Wir sind zu Hause dem Tode so nahe, als auf dem Schlachtfelde, und nur Gottes Hand ist's, die ihn jeden Augenblick von uns abhält. Unter seinem Schutz sind wir mitten in der blutigsten Schlacht so sicher, als sonst in unserer Burg. Gott ist der Gott der Kriegsheere und eine feste Burg. Wer Gott fürchtet, der hat



sonst nichts zu fürchten. Darum kümmere dich nicht, liebes Weib, und sei meiner wegen ruhig. Die Obsorge über dich und über das Schloß und die Grafschaft habe ich, nächst Gott, meinem treuen Hausmeister hier übergeben. Er ist von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Besitzungen. Und nun empfehle ich dich dem Schutze des Höchsten! Lebe wohl, gedenke meiner, und bete für mich."

Genovefa begleitete ihn die steinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald sie aus der Schloßpforte in den Schloßhof traten, — da tönten die Trompeten, da blitzten die geschwungenen Schwerter in der eben aufgehenden Morgensonne, den Grafen zu begrüßen. Er schwang sich auf sein Roß, blickte Genovefa noch einmal freundlich an, und sprengte, um seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, eilends davon, und mit einem Getöse, das dem Donner glich, sprengten die Ritter und Reitersknechte über die zitternde Zugbrücke des Schloßes hinter ihm d'rein. Genovefa sah von dem Thurme dem Zuge nach, bis er aus ihren Augen verschwand — verschloß sich dann auf ihrem Zimmer, sich auszuweinen, und genoß beinahe den ganzen übrigen Tag keinen Bissen.

Drittes Kapitel.

Genovefa wird unschuldig angeklagt.

Genovefa lebte nach der Abreise des Grafen auf ihrem Schloße in der tiefsten Stille. Wenn der röthliche Morgen über den Tannenwäldern aufging, fand er sie schon an ihrem Fenster bei der Arbeit sitzend, und manche Thräne floß wie Thau auf die Blumen, die sie stickte. Sobald das helle Meßglöcklein tönte, eilte sie zur Schloßkapelle, und flehte mit Inbrunst für das Wohl ihres Gemahls. Nie sah man ihren Kirchenstuhl während des Gottesdienstes leer, und auch manche Nachmittagsstunde brachte sie einsam dort zu. Sie versammelte die Mädchen des Dorfes, das unten am Schloßberge lag, um sich her, unterrichtete sie im Spinnen und Nähen, und erzählte ihnen unter der Arbeit mancherlei

Schönes. Wie sie von Kindheit an eine Freundin der Armen und Kranken gewesen, so war sie nun eine wahre Mutter derselben. Da war kein Dürftiger, dem sie nicht Arbeit und Verdienst gab, und wo nur ein Kranker war, da besuchte sie ihn in seiner Hütte, und ihre Freundlichkeit und holde Beredsamkeit machte ihm die bittersten Arzneien süß. Am Abende spann sie im Kreise der Mägde; und oft noch spät in der Nacht, wenn der Mond in die hohen Fenster schien, saß sie in dem einsamen Zimmer, spielte auf der Laute und sang ein frommes Lied dazu. In dem ganzen Schloße aber hielt sie, so viel es in ihrer Macht stand, auf gute Ordnung und reine Sitten, und duldete an ihren Untergebenen durchaus nichts Unrechtes.

Der Hausmeister, dem der Graf alles das Seinige übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann, und wußte durch seine schmeichelhaften Reden und durch sein gefälliges Betragen beinahe Jedermann für sich einzunehmen. Allein er war ein Mann ohne Gottesfurcht und ohne Gewissen. Sein Vortheil und sein Vergnügen gingen ihm über Alles. Ob das, was er that, gut und gerecht sei, das kümmerte ihn

gar nicht — wenn es ihm nur nützlich oder angenehm war. Sogleich nach der Abreise des Grafen fing er daher an, den gebietenden Herrn zu spielen. Er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab große Tafeln, stellte jeden Tag eine andere Lustbarkeit an, und verschwendete so die Güter seines Herrn. Dabei begegnete er den alten, treuen Dienern des Grafen übermüthig, brach auch dem geringsten Tagwerker an dem wohlverdienten Lohne ab, und ließ keinem Armen mehr auch nur Einen Bissen Brod zukommen. Nur gegen Genovefa hatte er bisher immer die tiefste Ehrerbietigkeit bezeigt, und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen sie war ohne Grenzen. Genovefa begegnete ihm immer mit Ernst und Würde, sprach mit ihm nur, was unumgänglich nothwendig war, und erinnerte ihn immer nur an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen, und suchte seine Fehler vor ihr auf das Sorgfältigste zu verheimlichen, oder doch zu entschuldigen. Allein nach und nach wurde er immer kühner und zuletzt so unverschämt, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abscheu und Unwillen ab, den er

verdiente — und er fing nun an, sie grimmig zu hassen, und beschloß, sie zu verderben.

Genovefa, die nichts Gutes ahnte, schrieb an den Grafen, schilderte den Golo ganz der Wahrheit gemäß, und schloß mit der flehentlichen Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen. Der Küchenmeister des Grafen, der ein sehr redlicher Mann war, nichts als das Beste seiner Herrschaft suchte, und sich den bösen Anschlägen des Golo, so gut er konnte, widersetzte, hieß Drako. Dieser übernahm es, den Brief der Gräfin durch einen eigenen vertrauten Mann heimlich an den Grafen zu senden. Allein dem listigen Golo war dieß nicht verborgen geblieben. In dem Augenblicke, da Genovefa dem Drako Morgens frühe auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Golo mit gezücktem Schwerte herein, stieß den armen, unschuldigen Drako vor ihren Augen nieder, und erhob ein fürchterliches Geschrei. Alles im Schloße lief eilends zusammen, sah die Gräfin, entstellt und sprachlos von Schrecken, in einen Sessel gesunken, und den guten Drako in seinem Blute zu ihren Füßen liegen; und Golo brachte nun gegen die edle, schuldlose Gräfin solche schändliche Lügen vor, daß alle Knechte und Mägde im Schloße darüber

errötheten. Hierauf schickte er sogleich einen Boten mit eben so lügenhaften verläumderischen Briefen an den Grafen ab, klagte Genovefa, die frömmste und unschuldigste der Frauen, als ein treuloses, ehrvergessenes Weib an, und ließ sie indeß in den tiefsten Thurm des Schloßes werfen.

Golo kannte die Gemüthsart seines Herrn genau. Er wußte, daß der Graf zwar sehr edelgesinnt, gerecht, mitleidig und großmüthig sei; allein daß er bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften seine Neigung zum schnellen, auffahrenden Zorn, zur Empfindlichkeit und Eifersucht nicht zu beherrschen wisse. „Und," sagte der Bösewicht, „eine einzige unbeherrschte Neigung eines sonst auch noch so trefflichen Mannes gleicht dem Ringe in der Nase des Bären. Man kann ihn dabei führen, wohin man nur will." Golo rechnete daher sicher darauf, im ersten Anfalle von Zorn werde der Graf wohl gar Befehl geben, die Gräfin zu ermorden.

Viertes Kapitel.

Genovefa im Gefängnisse.



Der Thurm, der zu Gefängnissen für Uebelthäter bestimmt war, und den das Volk nur den Armensünderthurm nannte, war der fürchterlichste unter den Thürmen des Schloßes. Genovefa konnte nie ohne geheimen Schauder und ohne herzliches Mitleid mit den armen Gefangenen daran vorbei gehen. Und zu unterst in diesem Thurme lag sie nun selbst! Ihr Gefängniß war so kalt, dumpf

und schauerlich wie ein Todtengewölbe. Die Mauern waren schwarzgrau und von der Feuchtigkeit an vielen Stellen grün angelaufen. Der Boden war mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Nie schien die Sonne dahin, nie der freundliche Mond. Das wenige Tageslicht, das durch ein kleines, schwarzes Eisengitter einfiel, und Genovefa's blendendweißes Gewand erhellte, diente gleichsam nur dazu, die Schrecknisse dieses fürchterlichen Ortes sichtbar zu machen. Zitternd von Angst und Schrecken und fast betäubt von Schmerz und Betrübniß, saß sie auf einem Lager von Stroh. Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser, und ein wenig rauhes, schwarzes Brod war all' ihre Nahrung.

Sobald sie aber von der ersten Betäubung des Schreckens und Schmerzens sich erholt hatte, da faltete sie mit glühender Inbrunst ihre Hände, blickte zum Himmel auf und betete unter heißen Thränen: „O Du guter Vater im Himmel! Hier sitz' ich tief unter der Erde und blicke auf zu Dir. Ich bin jetzt ganz verlassen. Ich habe Niemand mehr, als Dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer. Meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr. Aber Du siehst meine

Thränen, Du hörst meine Seufzer! Du bist ja überall zugegen, Du bist auch hier an diesem dunkeln Orte. Mein Vater und meine Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernt. Die liebreiche Hand aller meiner Freunde kann mir nicht helfen. Aber Dein Arm ist nicht verkürzt. Du kannst mein Kerkerthor aufthun. O erbarme Du Dich meiner, bester Vater!"

Ihre Augen und Wangen wurden von vielem Weinen nach und nach ganz wund. Manchmal aber saß sie vor großer Betrübniß wie starr und ohne Thränen da. „O wie glücklich," sprach sie einmal, „sind doch die ärmsten Menschen in Vergleich meiner! Sie sehen doch den schönen blauen Himmel und die lieblichen grünen Wiesen. O daß ich anstatt einer herzoglichen Prinzessin ein armes Hirtenmädchen, oder anstatt einer Gräfin eine Bettlerin wäre — wie wohl wäre mir da! Ach, mir ist Alles genommen, und ich habe gar nichts mehr! Sogar die Sonne, die für Alle ist, ist nur für mich nicht mehr! Doch," fuhr sie fort und ihre Thränen floßen wieder, „Du bist ja noch mein, o Gott! O so sei denn Du meine Sonne! Ja, sobald ich Deiner gedenke, so wird es wieder

helle in meiner Seele, und mein von Jammer, wie von einem tödtlichen Frost, erstarrtes Herz thaut wieder auf zu Thränen!"

Sehr oft kamen ihr die Worte des ehrwürdigen Bischofs zu Sinne. „Das also," rief sie einmal jammernd, und blickte in ihrem Gefängnisse umher, „das also ist das Glück, das du mir verhießest, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete dieser dunkle Kerker auf mich! — Doch," sprach sie getrost, „da Du, o Gott, mich in dieses Gefängniß kommen ließest, so muß es für mich so gut sein. Ja, Du sendest die Leiden nur aus Liebe. Sie sind nur verkleidete Wohlthaten. Unter dem Unglücke ist lauter Glück und Segen verborgen, wie Deine Hand in die bittere Schaale mancher Frucht einen süßen Kern verschloß. So will ich denn dieses Leiden von Deiner Vaterhand getrost annehmen. Nur auf Dich will ich sehen und nicht über meine Verfolger klagen. Du willst es so — nun, Herr, hier bin ich! Mach' es mit mir, wie Du willst; nur gib mir Deine Gnade! Gegen Deinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden."

Nachdem sie so gebetet hatte, empfand sie einen großen Trost. Es war ihr nicht anders,

als sagte eine Stimme in ihrem Innersten: „Sei guten Muths, Genovefa! Du mußt zwar noch Vieles leiden, aber aus allen deinen Leiden errettet dich der Herr! Du bist zwar jetzt in den Augen der Menschen eine Uebelthäterin, aber deine Unschuld wird einst doch noch heller glänzen, als die Sonne." Und hierauf verfiel sie in einen erquickenden Schlummer.

Fünftes Kapitel.

Genovefa wird im Gefängnisse Mutter.

Genovefa saß mehrere Monate lang im Gefängnisse. Die lange Zeit kam kein Mensch zu ihr, als Golo, der ihr seine schändlichen Anträge ohne Aufhören wiederholte, und ihr nur unter dieser Bedingung eine Ehrenerklärung und die Befreiung aus dem Gefängnisse versprach. Allein Genovefa sprach zu ihm: „Lieber vor den Menschen ehrlos scheinen, als es in der That sein. Lieber zu unterst in diesem Thurme verschmachten, als mich durch eine Uebelthat auf einen Königsthron erschwingen!"

Ihr Leiden wurde indeß noch größer. Bald nach der Abreise ihres Gemahls war sie zu der

entzückenden Gewißheit gelangt, Mutter zu werden. Dieser Augenblick war jetzt da — und sie wurde Mutter eines Sohnes. „O du mein liebes Kind!“ sprach sie, und drückte es mit zitternden Armen an sich, „so bist du denn da! Und in diesem fürchterlichen Orte erblickst du die Welt! O komm' hier an mein Herz, daß ich dich erwärme! Ach, deine arme Mutter hat nicht einmal eine Windel, dich darein zu wickeln. Kein Mensch reicht ihr auch nur einen Löffel voll warme Suppe — ach, wie könnte deine kranke abgezehrte Mutter dich ernähren! In diesem schauerlichen Aufenthalte hier ist nicht einmal ein anderes Plätzchen, wo ich dich hinlegen könnte, als moderndes Stroh und das harte, kalte Steinpflaster hier. Unter diesem finstern feuchten Gewölbe, von dem ohne Unterlaß das Wasser herabtröpfelt, mußt du vor Nässe und Kälte ja umkommen. O ihr Steine da oben, was benetzt ihr mein liebes Kind mit diesen herabfallenden Tropfen? Seid ihr auch so unbarmherzig wie die Menschen? Doch nein, verzeiht mir, ihr stummen Mauern habt mehr Gefühl! Ihr könnt mein und meines Kindes Elend nicht mehr ansehen, und trauert und weinet mit mir.“

Hierauf blickte sie zum Himmel auf, hielt ihr

Kind mit zitternden Armen empor, und sagte unter Thränen: „O Gott! Du hast mir dieses Kind geschenkt! Du hast ihm das Leben gegeben! Deine Gabe ist es! Dir gehört es an. Dir soll es auch ganz gewidmet sein! Ja," fuhr sie fort, „das sei mein erstes Geschäft, daß ich es Dir weihe. Ich kann es nicht zu Deinem heiligen Tempel senden. Aber Du bist ja auch hier zugegen — und wo Du bist, da ist Dein Tempel. Es ist keine freundliche Hand hier, die es aus der Taufe hebe, kein Priester, der den Vater und Taufpathen an seine Pflichten erinnere. So will denn ich, die Mutter, die Stelle des Taufpathens, Vaters und Priesters zugleich vertreten. Ich gelobe Dir denn hier feierlich, o Gott — wenn Du anders mich und mein Kind noch so lange wirst leben lassen — dieses Kind in dem heiligen Glauben an Dich, o Vater, an Deinen Sohn und an Deinen Geist, in der Erkenntniß Deiner und in der heiligen Liebe zu Dir und zu allen Menschen zu erziehen, und es als ein theures anvertrautes Kleinod vor dem Bösen zu bewahren, damit ich es Dir an jenem Tage rein und unbefleckt von Sünden und Lastern zurückgeben, und in meiner Rechenschaft vor Dir bestehen möge."

Nun betete sie noch lange stille, griff dann nach dem Wassergeschirre, und taufte das Kind, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. „Denn," sagte sie, „unter Schmerzen und Thränen kamst du zur Welt. Schmerzenreich soll daher dein Taufname, und die Thränen deiner Mutter sollen dein Eingebinde sein!"

Hierauf wickelte sie das Kind in ihre Schürze und legte es in ihren Schooß. „So," sagte sie, „hier in meinem Schooße soll deine Wiege sein!" Dann blickte sie wehmüthig auf das kleine Stücklein harten schwarzen Brodes neben ihr und sagte: „Das, du armes Kind, das soll also künftig deine Nahrung sein! Es ist wohl hart und rauh, und reicht für mich kaum zu; aber sei getrost, die Thränen deiner Mutter sollen es erweichen, und unter Gottes Segen ist es für dich und für mich genug!" Sie kaute das harte Brod klein, und ernährte ihr Kind damit.

Als das Kind einmal sehr sanft in ihrem Schooße schlief, da neigte sie sich über dasselbe und seufzte: „O Gott, blicke doch herab auf dieses arme Kind hier in meinem Schooße! Ach, eine Blume würde in diesem dunkeln kalten Gewölbe ohne Sonnenlicht und Wärme, ohne erfrischende

Luft, bald Glanz und Farbe verlieren, und bleich und siech werden! Ach, wie könnte mein Kind, dieses zarte Pflänzchen, hier gedeihen! O Gott, laß es doch nicht so elend umkommen! O, wie liebe ich es, wie gerne gäbe ich für dieses holde Kind mein Leben! Aber Du liebst es noch mehr, als ich; Du liebest mich und alle Menschen mehr, als eine Mutter ihr Kind. Ja," sagte sie mit lauter bewegter Stimme, „Du hast es ja selbst gesagt: Und wenn eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so will ich doch deiner nicht vergessen."

Als Genovefa so laut sprach, erwachte der Kleine und lächelte das erste Mal freundlich gegen die Mutter. Genovefa lächelte auch — das erste Mal in ihrem Gefängnisse. „Und du lächelst, liebes Kind?" sagte sie, und drückte es an ihr Herz. „Du achtest der Schrecknisse dieses Ortes nicht? Ja, lächle nur! Dein Lächeln sagt mir mehr, als tausend Worte. Es ist mir, als wolltest du sagen: Mutter, weine nicht, und sei fröhlich! Du bist wohl arm, aber Gott ist reich. Du bist hilflos, aber Gott ist ein mächtiger Helfer. Du liebst mich wohl recht, aber Gott liebt dich und mich noch mehr! Ja, lächle nur, liebes Kind, lächle! So lang du lächelst, — kann deine Mutter nicht mehr weinen!"

Nach einigen Tagen kam Golo wieder. Mit wildem, verstörtem Gesichte trat er vor sie. „Nun hab' ich's einmal genug!" sagte er. „Wenn Ihr eine Närrin bleiben, und Eure Tugendgrillen nicht aufgeben wollet, so erbarmt Euch doch wenigstens Eures Kindes. Denn wenn Ihr nicht nach meinem Willen leben wollt, so müßt Ihr — Gott strafe mich! — sterben und Euer Kind dazu." Genovefa antwortete ruhig und ohne Furcht: „Lieber tausendmal sterben, als in etwas willigen, über das ich mich vor Gott, meinen theuren Eltern, meinem Gemahle und allen guten Menschen schämen müßte." Golo warf ihr einen wüthenden Blick zu, wandte sich voll grimmigen Zornes um, und schlug die eiserne Thür mit einer Gewalt hinter sich zu, daß die Grundfesten des Kerkers zu wanken schienen, und das donnernde Getöse noch lange in dem Gewölbe nachhallte.

Sechstes Kapitel.

Genovefa erhält Nachricht von ihrem nahen Tode.



Um Mitternacht klopfte auf einmal Jemand an dem kleinen Fensterlein des Gefängnisses. „O liebe Gräfin, wacht Ihr noch?“ rief eine leise, klägliche Stimme. „O, was muß ich Euch sagen! Ach Gott, ach Gott! Ich kann vor Weinen fast nicht reden. Ach, der gottlose Golo! Gott strafe ihn, und werfe ihn in die unterste Hölle — den verruchten Bösewicht.“

„Wer bist du denn?“ fragte Genovefa, stand auf, und ging an das Eisengitter hin.

„Des Thurmwärters Tochter!“ antwortete die Stimme. „Wißt Ihr, die Bertha, die schon so lange krank ist, und der Ihr in ihrer Krankheit so viel Gutes gethan habt. Ach, ich habe Euch so lieb, und möchte mich Euch doch auch gerne dankbar bezeigen. Aber ach, ich bringe Euch eine schreckliche Nachricht! Diese Nacht noch müßt Ihr sterben. Der Graf will es so; denn er hält Euch wirklich für die schändliche Verbrecherin, für die Euch Golo ausgab. Das hat er dem Golo geschrieben. Die Mörder sind schon bestellt. Sie müssen Euch das Haupt abschlagen. Es ist gewiß so. Ich habe es selbst gehört, wie Golo es mit ihnen verabredete. Und ach! — Euer Kind muß auch sterben. Denn der Graf will es nicht als seinen Sohn anerkennen. Ach, mich ließ die Angst nicht ruhen. Ich konnte diese Nacht noch kein Auge zuthun. Sobald Alles schlief, machte ich mich aus meinem Krankenbette auf, und versuchte es, mich zu Euch herabzuschleppen. Denn ach, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich nicht von Euch Abschied nähme, und Euch für Eure Liebe gegen mich nicht noch einmal dankte! Wenn Ihr noch

etwas zu bestellen, oder sonst etwas auf dem Herzen habt, so vertraut es mir, damit doch nicht alle Eure Geheimnisse mit Euch in die Erde verscharrt werden, und ich vielleicht noch Eure Unschuld bezeugen kann."

Genovefa erschrack heftig, und konnte vor Schrecken lange nicht reden. Endlich sagte sie: „Liebes Kind, sei so gut, und bringe mir Licht, Tinte, Feder und Papier." Das Mädchen brachte es, und Genovefa fing an zu schreiben. Weil kein Tisch und Stuhl da war, so schrieb sie auf dem Boden folgenden Brief:

„Liebster Gemahl! Hier auf dem kalten Steinpflaster meines Gefängnisses liegend, schreibe ich noch an dich. Wenn du dieses Blatt lesen wirst, modert mein Leib schon lange im Grabe. In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richterstuhle Gottes. Ich bin als eine Uebelthäterin zum Tode verurtheilt. Aber Gott weiß es, ich sterbe unschuldig; dieß betheuere ich dir vor seinem heiligen Angesichte und am Rande der Ewigkeit. Glaube mir, ich gehe mit keiner Lüge aus der Welt!

„Ach bester Gemahl! Mir ist es nnr um dich leid. Ich weiß es, du mußt schrecklich betrogen worden sein, sonst könntest du deine Ge-

novefa und dein Kind nicht tödten lassen. Aber wenn du den Betrug einmal einsiehest, o so bekümmere dich nicht zu sehr! Du liebtest mich ja immer. Du bist nicht schuld an meinem Tod. Es ist nun einmal die Schickung Gottes so.

„Bitte aber doch Gott deine Uebereilung ab. Verurtheile Niemanden mehr, ehe du ihn gehört hast. Laß dieses dein erstes übereiltes Urtheil auch dein letztes sein. Vergüte diese einzige böse That — obwohl du den geringsten Antheil daran hast — durch tausend gute und edle Thaten. Das ist das Beste, was du noch thun kannst. Trauern und sich grämen, hilft nichts mehr. Und dann denke doch auch, daß ein Himmel ist. Dort wirst du deine Genovefa wieder sehen, dort wirst du ihre Unschuld und Treue erkennen, dort wirst du auch deinen Sohn, den du hier nie sahst, das erste Mal sehen. Dort werden uns keine bösen Menschen mehr trennen.

„Doch meiner Augenblicke auf Erden sind wenige mehr. Ich möchte noch gerne meine letzten Pflichten erfüllen. Ich danke dir daher noch für alle Liebe, die du mir in bessern Tagen erwiesen hast. Ich nehme die Liebe zu dir mit mir ins Grab.

„Nimm dich meiner guten Eltern an. Sei

ein guter Sohn gegen sie. Tröste sie in ihrem Jammer. Ach, ich kann ihnen nicht mehr schreiben, denn meine Stunde naht. Sage es aber du ihnen, daß ihre Genovefa keine Verbrecherin war — daß ich unschuldig starb — daß ich in der Stunde des Todes noch ihrer dachte — daß ich ihnen für Alles, Alles, was sie mir gethan haben, herzlich danke.

„Den Golo, den armen, verblendeten Thoren — tödte nicht in deinem Zorn. Verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe. Hörst du? Ich bitte dich darum. Ich will keinen Groll mit mir in die Ewigkeit nehmen, und wegen meiner soll kein Tropfen Blut vergossen werden.

„Auch auf Diejenigen, die mir das Haupt abschlagen werden, wirf keinen Haß, daß sie mich unschuldig tödten, sondern thu' vielmehr ihnen und den Ihrigen Gutes. Denn sie handeln nach Befehl und thun es gewiß ungerne.

„Der gute, unschuldig ermordete Drako war einer deiner redlichsten Diener. Sorge für seine hinterlassene Wittwe, und sei ein Vater seiner armen Waisen. Das bist du ihm schuldig; denn seine Anhänglichkeit an dich war eigentlich die Ursache seines Todes. Er starb für dich. Vergiß

es auch nicht, ihn öffentlich und feierlich für unschuldig zu erklären.

„Das gute Kind, das dir diesen Brief übergibt, die Bertha, belohne. Sie war allein mir treu, wo Alles gegen mich war, oder vielmehr aus Furcht vor Golo sich Niemand meiner anzunehmen getraute.

„Deinen Unterthanen sei ein milder Herr. Lege ihnen keine zu großen Bürden auf. Sorge dafür, daß sie gerechte Beamte, würdige Geistliche und geschickte Aerzte haben. Höre jeden selbst an, der eine Beschwerde vorzubringen, oder dir eine Noth zu klagen hat. Besonders sei gegen die Armen mildthätig. Ach, ich dachte die Mutter deiner Unterthanen zu sein, und ihnen noch viel Gutes zu thun! Thu' es nun du. Du hast nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu sein.

„Und nun sag' ich dir mein letztes Lebewohl. O traure doch nicht zu sehr um mich, liebster Gemahl! Ich sterbe ja gerne; denn kurz und voll Jammer ist dieses Leben — und ob ich gleich eine Sünderin bin, so sterbe ich doch in allen Stücken, deren mich Golo anklagte, so unschuldig wie mein Erlöser. Er wird meiner Seele gnädig sein! Noch einmal, lebe wohl und bete für meine

abgeschiedene Seele. Ich scheide mit versöhntem, liebevollem Herzen, und bin noch im Tode — deine getreue Gemahlin Genovefa."

Diesen Brief schrieb Genovefa unter einem Strome von Thränen. Tinte und Thränen flossen darin so durcheinander, daß man ihn kaum lesen konnte. Sie gab ihn nun dem Mädchen und sagte: „Diesen Brief bewahre als ein Kleinod auf, und zeige ihn keinem Menschen. Und wenn mein Gemahl aus dem Kriege zurückkommt, so gib den Brief in seine Hand." Und nun nahm Genovefa ihre Perlenschnur von dem Halse und sagte: „Diese Perlen, liebes Kind, nimm für deine treuen, mitleidigen Thränen. Sie waren mein Brautschmuck, und kamen, seitdem ich sie aus der Hand meines Gemahls erhielt, beinahe nie von meinem Halse. Sie sollen nun dein Brautschatz sein. Sie sind wohl mehr als tausend Goldgulden werth. Vertrau' aber deßhalb, weil du jetzt reich bist, auf nichts Irdisches. Denk', daß deine Gräfin diese Perlen an jenem Halse trug, den jetzt bald das Schwert durchschneiden wird. Lerne aus meinem Schicksale, daß man sich auch auf die besten Menschen nicht verlassen kann. Ach, ich dachte nicht, daß selbst derjenige, der mir

diese Perlen zur Halszierde gab, diesen Hals würde abhauen lassen. Vertraue daher auf Gott allein. Und nun gehe hin, und bleibe fromm und gut. Ich muß mein Herz jetzt noch zu Gott wenden und mich zur Ewigkeit anschicken. Lebe wohl!"

Siebentes Kapitel.

Genovefa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Kaum war das Mädchen fort, so krachte die eiserne Thür des Gefängnisses, that sich rasselnd auf, und zwei geharnischte Männer traten herein. Der Eine hielt eine brennende Pechfackel in der Hand, und der Andere trug ein großes Schwert unter dem Arm. Genovefa kniete mit ihrem Kinde auf den Armen da und betete. Die beiden Männer sahen beim Glanze der Fackel nicht ohne Erstaunen ihr blasses, abgezehrtes Gesicht und das liebliche Kind, das sie mit Thränen benetzte. „Steh' auf, Genovefa," sprach der Mann mit dem Schwerte, der von Golo zum Scharfrichter bestellt war, trotzig und

mit rauher Stimme, „nimm dein Kind mit dir, und komm' mit uns!" Genovefa rief: „Gott sei mir gnädig! Ich stehe in Seiner Hand!" — stand auf, und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen, unterirdischen Gang, der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel ging voran; der Andere mit dem Schwerte hinter ihr darein, und ein großer, zottiger Hund folgte ihnen. Endlich kamen sie an eine große eiserne Thür. Da steckte der Mann, der voraus ging, den Schlüssel an, und löschte die Fackel. Die Thür ging auf, und sie waren nun unter freiem Himmel, nahe an einem großen Wald. Es war eine helle Herbstnacht. Der Himmel war voller Sterne. Der Mond neigte sich zum Untergang. Der Wind wehte kalt. Keiner der zwei Männer sprach ein Wort. Sie führten Genovefa weit, weit in den Wald hinein. Nun kamen sie auf einen freien Platz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Espen umgeben war. Da sagte Kunz, der Mann mit dem Schwerte: „Nun halt, Genovefa, und kniee nieder." Genovefa kniete nieder. „Jetzt gib dein Kind her, und du, Heinz, verbind' ihr die Augen!" fuhr er fort, zog das Schwert aus der Scheide, erhob es,

und ergriff das Kind bei den Aermlein. Allein Genovefa schloß ihr Kind fest in ihre Arme, blickte zum Himmel auf, und schrie laut: „O Gott, laß mich sterben — nur rette mein Kind!"



„Mach' keine Umstände!" sagte der rauhe Mann. „Was sein muß, muß sein! Gib her!" Aber Genovefa rief weinend und jammernd: „O ihr lieben Männer, wäre es denn möglich, könntet ihr dieses arme unschuldige Kind ermorden!? Was hat es verbrochen? Wem hat es ein Leid gethan? Ermordet mich! Ich will ja gerne sterben! Seht da meinen entblößten Hals! Nur laßt mein liebes Kind leben! Bringt es zu meinen Eltern! Oder wenn ihr das nicht dürft, so laßt — nicht wegen meiner, sondern meines Kindes wegen — mich leben. Ich will ja gerne diesen Wald in meinem Leben nicht mehr verlassen,

und nie mehr unter die Menschen kommen! O seht, ich, eure Frau und Gräfin, kniee vor euch und umfasse flehend eure Kniee! Wenn ich euch je etwas zu Leid gethan habe, so tödtet mich! Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so bringt mich um. Aber ihr wißt es ja, daß ich unschuldig bin! O es reuet euch einmal gewiß, wenn ihr jetzt meiner Thränen nicht achtet! Seid barmherzig mit mir, so wird es Gott auch einst mit euch sein! Laßt euch zeitlichen Lohnes wegen nicht zu bösen Thaten verleiten; denn ihre Strafe ist ewig. Fürchtet doch Gott mehr als die Menschen! Oder wollet ihr denn diesen Golo wirklich höher achten, als Gott? Vergießt doch nicht unschuldiges Blut, denn das Blut der Unschuld schreit zum Himmel um Rache, und ein Mörder hat keine Ruhe mehr."

„Ich thue nichts," sagte Kunz, der das Schwert noch immer hoch empor hielt, „als was mir befohlen ist! Ob es recht oder unrecht sei, mögen Golo und der Graf verantworten."

Allein Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen. „O blickt doch zum Himmel auf!" sprach sie. „Seht ihr dort den Mond! Seht, er verbirgt sich hinter den Tannen, als könnte er die

That, die ihr vorhabt, nicht ansehen! Seht doch, wie blutroth er untergeht! O, so oft ihr ihn künftig so untergehen seht, wird er euch des unschuldig vergossenen Blutes anklagen! Ja, wenn er auch hoch am Himmel steht, und allen Menschen hell und klar scheint, so würde er euch doch bald blutroth vorkommen. — O horcht doch, horcht, es erhebt sich ein Wind! Hört ihr nicht, wie schauerlich die Bäume rauschen, und wie laut alle Blätter zittern? Die ganze Natur entsetzt sich über den Mord der Unschuld. O künftig wird euch jedes rauschende Blatt erschrecken! — Seht da droben die Sterne! Wie mit tausend Augen schaut der Himmel auf euch herab! Könntet ihr unter Gottes Himmel eine solche Gräuelthat begehen? Denkt, dort droben über den Sternen ist ein Gott, vor dessen Gericht ihr einst stehen müßt! — O Gott! Du Vater der Wittwen und Waisen dort oben, o erweiche Du das Herz dieser Männer, die ja auch Weiber und Kinder haben — und halte ihren Arm inne, daß sie einer armen Mutter und ihres wimmernden Kindes verschonen, und diese schwere Blutschuld nicht auf sich laden!"

Heinz, der immer geschwiegen hatte, wischte sich eine Zähre ab, und sagte: „Du Kunz, mir

bricht das Herz! Wir wollen sie leben lassen. Wenn du Blut vergießen willst, so stoß' dein Schwert lieber dem Golo in die Brust. Er ist der Schuldige; sie aber hat in ihrem Leben nichts als Gutes gethan. Denk' doch daran, wie viele Wohlthaten sie dir in deiner letzten Krankheit erwiesen hat."

„Sie muß sterben!" sagte Kunz. „Da hilft nichts, mein lieber Heinz! Es kommt mich bei meiner armen Seele auch hart an, sie umzubringen. Allein wenn wir sie leben lassen, müssen wir Beide sterben. Und ihr hilft's doch nichts. Golo wird sie doch noch zu finden wissen. Zudem müssen wir ihm ja ihre Augen zum Wahrzeichen bringen, daß wir sie umgebracht haben."

„Wir wollen sie dennoch leben lassen!" sagte Heinz. „Wir können es ja so machen: Wir lassen sie, damit wir nicht verrathen werden, schwören, immer in diesem Walde zu bleiben — und dem Golo bringen wir die Augen deines Hundes da. Ich wette, das böse Gewissen läßt sie ihm nicht so genau ansehen, daß er den Betrug merkte. Aber nicht wahr, es kommt dich hart an, deinen Hund zu tödten? Bedenk' doch, Kunz, ob unsere liebe Gräfin und unser junger Graf, diese un-

glückliche Mutter und ihr unschuldiges Kind, dir nicht werther sein sollten, als — Gott verzeih' mir's! — dein Hund? Kunz, sei doch kein Unmensch!"

„Das bin ich nicht!" sagte Kunz. „Gott weiß es, noch nie war mir mein Amt so schwer. Allein Golo wird rasend, wenn wir seine Befehle nicht vollziehen."

„Mit deinem Golo!" sagte Heinz. „Der Unschuld das Leben zu schenken, ist offenbar etwas Gutes. Und ein Mann muß sich beim Gutesthun nicht fürchten, sondern auch etwas wagen. Wenn wir uns für jetzt auch ein Ungemach zuziehen — was ist's denn? Ueber kurz oder lang bringt es doch gute Früchte!"

Der harte Mann sagte endlich: „Es sei! Wir wollen es wagen." Er sprach nun Genovefa sogleich einen fürchterlichen Eid vor, ihr Leben lang nicht mehr aus dieser Wildniß zu entweichen, und sie mußte ihm jedes Wort nachsprechen. Auch Heinz mußte ihm auf das hingehaltene Schwert schwören, keinem Menschen ein Wort von ihr zu sagen, und sie auch nie in der Wildniß zu besuchen. Nun führte Kunz mit seinem Gefährten, um recht sicher daran zu gehen, sie

noch Meilen weit über Berg und Thal in die fürchterlichste Gegend der Wildniß, wo seines Wissens noch nie ein menschlicher Fuß gewandelt hatte, — da sank sie endlich kraftlos und ohnmächtig unter einem Tannenbaume nieder. Die Männer ließen sie liegen, und gingen ihres Wegs. Nur Heinz sah noch einmal mit nassen Augen um, und sagte: „Gott wolle sich ihrer erbarmen, und für sie und ihr armes Kind weiter sorgen! Denn wenn Er nicht barmherziger wäre, als die Menschen, so wär's gefehlt."

Als die Männer in das Schloß zurückkamen, saß Golo wie ein Verzweifelter in seiner Stube, und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. „Wir bringen da die Augen!" sagte Kunz, indem er an der Thüre stehen blieb, und die Augen des Hundes in der offenen Hand hinzeigte. „Ich will sie nicht sehen!" — schrie Golo fürchterlich, sprang auf, und griff an sein Schwert. „Und wenn mir noch einmal Einer von euch den Namen der Unglücklichen nur nennt, so reiß' ich mein Schwert heraus, und stoß' ihn nieder. Sogleich geht mir aus den Augen, ja, kommt mir nie mehr unter das Gesicht!" — „Das ist doch sonderbar!" sagte Golo dann bei sich selbst. „Vorhin schien

mir die Rache an Genovefa süß — und jetzt ist sie mir so schrecklich bitter, daß ich einen Finger aus meiner Hand gäbe, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könnte! Ach, wer seiner Leidenschaft folgt, findet sich am Ende doch allemal betrogen!"

Achtes Kapitel.

Genovefa und ihr Kind werden durch eine Hirschkuh vom Hungertode errettet.

Genovefa blieb lange ohnmächtig unter der Tanne liegen. Endlich erwachte sie, und sah sich mit ihrem Kinde in der Wildniß allein. Der ganze Himmel hatte sich indeß mit Wolken bedeckt. Der Mond war längst untergegangen. Es war sehr finster. Ein fürchterlicher Sturm brauste durch die Bäume. In dem Baume über ihr schrie eine Eule, und nicht weit von ihr heulte ein Wolf. Sie schauderte vor Furcht zusammen.

„O Gott, o Gott,“ rief sie, „welch' ein Entsetzen ergreift mich! Doch Du, lieber Gott, bist ja auch hier bei mir. Vor Dir ist die Nacht

helle. Du siehst mich! Wo kein Mensch ist, da bist Du. Du verlässest Diejenigen nie, die auf Dich vertrauen. Du hast mich und mein Kind — unendlicher Dank sei Dir dafür! — aus der Hand der Menschen errettet. Du wirst uns nicht durch wilde Thiere umkommen lassen. Auf Dich will ich vertrauen, und mich nicht fürchten!"

Sie blieb mit ihrem Kinde auf dem Schooße unter dem Baume sitzen, faltete ihre Hände über ihren Knieen zusammen, blickte mit stillen Thränen zum Himmel, und wartete, bis der Tag anbrach. Allein er brachte ihr neuen Jammer. Es war ein trüber, neblichter Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schrecklich anzusehen. Ueberall nichts als kahle Felsen, Dornen und verwachsenes Gesträuch, nur hie und da einzelne Tannen und Fichten! Die Morgenluft wehte schneidend kalt, und endlich fing es gar an, heftig zu regnen und zu schneien. Genovefa zitterte vor Frost und ihr liebes Kind fing vor Kälte und Hunger laut an zu weinen. Sie suchte überall umher, einen hohlen Baum oder eine Felsenhöhle zum Obdache, und einige wilde Früchte zur Nahrung zu finden. Aber nirgends fand sie ein trockenes Plätzchen, nirgends an den halbent-

blätterten Sträuchen auch nur eine Beere. Da grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten, bereits gefrornen Boden einige Wurzeln aus — und der Schnee ward von ihrem Blute roth gefärbt! Diese Wurzeln zerkaute sie nun, und gab sie ihrem Kinde.

Darauf ging sie, so matt und kraftlos sie war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schnee und Regen durch die fürchterliche Wüste weiter, ohne zu wissen wohin. Als sie abermals einen Felsen überstiegen hatte, da sah sie unten zwischen den rauhen Felsen ein kleines, freundliches Thälchen, mit Bäumen und Sträuchen. Sie kletterte hinab. In einem Felsen, der dicht mit Tannen bewachsen war, erblickte sie unter den überhängenden Aesten eine Oeffnung. Diese führte in eine Höhle, die geräumig genug war, zur Noth zwei oder drei Menschen zu beherbergen. Nicht weit davon rauschte eine Quelle, hell wie Krystall, aus dem Felsen hervor. An der Quelle standen einige Aepfelbäume; allein es war daran nur hie und da welkes Laub, und nicht ein einziges Aepfelein zu sehen. Eine Kürbißstaude rankte an dem Felsen hinauf; ihre Blätter waren aber verdorrt, und ihre Früchte waren wohl sehr groß und schön gelb, allein bereits faul und nicht zu genießen.

Genovefa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschützt. Allein noch immer zitterte und bebte sie vor Frost. Es war jetzt Mittag. Der Hunger quälte sie schrecklich, und auch ihr Kind fing wieder an, vor Hunger zu weinen und zu schreien. Da kniete sie in der Höhle nieder, legte ihr Kind vor sich auf den Boden hin, blickte durch die Oeffnung der Höhle zum Himmel, faltete die Hände und betete: „O Du guter Vater im Himmel! Blicke hernieder auf eine weinende Mutter und ihr verschmachtendes Kind! Du ernährst ja auch in der rauhen Jahreszeit die Raben, die dort an dem hohen Felsen herum fliegen. Du vergißt auch des Würmleins nicht, das hier an der Felsenwand kriecht, und lässest es auch im Winter ein Zäserlein grünes Moos finden. Du kannst mich und mein Kind auch in dieser Wildniß erhalten, und wohl aus den Steinen hier Brod machen. Nein, Vater, Du kannst, Du wirst uns nicht verschmachten lassen! Du hast uns eben eine Wohnung finden lassen, Du wirst auch für Nahrung sorgen!“

Sieh', da zertheilten sich mit einem Male die Wolken, und die Sonne schien mild und warm

in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube — und plötzlich stand eine Hirschkuh vor der Höhle. Da dieses friedliche



Thier in der menschenleeren Wüste nie von Menschen verfolgt worden, so war es gar nicht scheu. Es kam in die Höhle, die sein gewöhnlicher Aufenthalt war, ungescheut herein, und blieb vor Genovefa stehen. Genovefa erschrack anfangs über das Thier; nach und nach wurde sie aber kühner, und streichelte es. Das Thier schien gegen diese Freundlichkeit nicht ganz ohne Gefühl zu sein. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieser Hirschkuh zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Noth eine arme Mutter!" sagte sie — und ließ das Kind an der Hirschkuh trinken. Das Thier, dem ein Wolf das Junge zerrissen hatte, und das von

der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovefa wickelte hierauf das Kind, das jetzt schwieg und schlafen wollte, in einen Theil ihrer Kleidungsstücke, und legte es in eine Ecke der Höhle, wo sich ein bequemes Plätzchen hiezu fand.

Nachdem Genovefa für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst auf sich. Sie ging aus der Höhle heraus, sammelte die herumliegenden Kürbisse, zertheilte sie mit einem scharfen Kieselsteine, jeden in zwei gleiche Stücke, höhlte sie aus, und wusch sie in der Quelle. Als sie zurückkam, hatte sich das Thier indeß in der Höhle niedergelegt. Genovefa hielt ihm einige grüne frische Kräuter vor, die sie in der Quelle gefunden hatte. Da stand das Thier auf, fraß sie ihr aus der Hand, und leckte ihr dann, als wollte es seine Dankbarkeit bezeigen, die Hand. Nun versuchte Genovefa, die Hirschkuh zu melken. Das Thier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbißschaalen mit Milch. Dann fiel sie auf die Kniee nieder, hob eine gelbe Schaale voll reinlicher, lauer Milch mit beiden Händen zum Himmel, und betete weinend: „O mein Gott! Nimm meine Thränen zum Dank für diese Deine milde Gabe. Ja, Dein Geschenk

ist diese Milch hier! Du ließest mir mitten in diesem harten Felsen eine Quelle der Nahrung entspringen! Du fügtest es, daß irgend ein Vögelein das Kürbißkörnlein in dieser Wildniß verlor, oder irgend ein frommer Einsiedler, der vielleicht diese Höhle bewohnte und jene Aepfelbäume erzog, auch diese Kürbißstaude pflanzte, damit es mir nicht am Geschirre fehle, Deine Gabe aufzufassen. Du leitetest meine Tritte zu dieser Höhle, dem Aufenthalte dieses guten Thieres! Nun darf ich, nun darf mein Kind nicht verschmachten. Nun kann ich dem kalten, nahrungslosen Winter, im Vertrauen auf Dich, ruhig und getrost entgegensehen!"

Sie trank nun, und Thränen der Dankbarkeit tröpfelten in die Milch. „O welch' ein köstlicher Trank ist dieß!" sagte sie. „So wohl hat mir in meinem Leben keine Speise geschmeckt. O Gott! Wie wenig wußte ich an der reichen Tafel meiner Eltern Deine Gaben zu schätzen! O verzeih' doch, daß ich Dir nicht besser dankte; verzeih', daß ich den Armen nicht mehr Gutes that! Ach, ich hatte es nie erfahren, wie wehe der Hunger thut! O wie manchem Dürftigen könnten die Reichen mit kleinen Kosten eine große Labung verschaffen!"

Nachdem sie mit der Milch sich recht erquickt,

und Gott noch einmal dafür gedankt hatte, ging sie wieder aus der Höhle, pflückte an dem Felsen und den alten Baumstämmen umher zartes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon, und bereitete dann für sich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Tannenäste, die über dem Eingange der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle noch mehr gegen den Wind zu verwahren. Die dichten Aeste bedeckten nun den Eingang wie ein dunkelgrüner Vorhang und verbreiteten eine angenehme Dämmerung in der Höhle; und von dem warmen Hauche und der Ausdünstung der Hirschkuh ward die Höhle lieblich erwärmt.

Genovefa setzte sich müde von der Arbeit, und noch mehr von dem Jammer dieses Tages, auf ein Felsenstück in der Höhle, das zu einem Sitze wie gemacht war. Es war ihr nun viel leichter um das Herz. Sie dankte Gott innig, daß Er sie aus dem dunkeln Gefängnisse errettet, und ihr gegen Golo eine sichere Zufluchtsstätte verschafft hatte. Freilich fiel ihr ein, daß sie auch hier Vieles zu leiden haben werde. Allein sie gedachte an ihren göttlichen Erlöser, der sein Kreuz willig auf die Schultern genommen, und geduldig daran

gestorben. Zu ihren Füßen lag ein dürres Stecklein, das von einem Tannenaste abgefallen war. Sie zerbrach es in zwei ungleiche Stücke und befestigte mit einem zähen Tannenreise das kleinere Stück so an dem größern, daß ein Kreuz daraus wurde, und sprach dann: „O mein göttlicher Erlöser, der Du aus Liebe zu mir und allen Menschen am Kreuze gestorben bist! Dieses Dein Zeichen will ich immer vor Augen haben. Immer soll es mich an Deine Liebe erinnern. Mit Dir will ich nun mein Einsiedlerleben in dieser Wildniß anfangen. Mein Leiden ist nun mein Kreuz. Ich will es geduldig auf mich nehmen, und stets beten wie Du: „Vater! Dein Wille geschehe und nicht der meine." Es wird ja auch einmal ein Ende nehmen, und der Augenblick kommen, wo ich mit Dir sagen kann: „Es ist vollbracht!"

Nachdem sie so gebetet hatte, stellte sie das Kreuz in einer kleinen Vertiefung der Felsenhöhle auf, wo es am besten in die Augen fiel, legte sich auf das bereitete Lager von Moos, und ein sanfter Schlaf schloß ihr, nach langer Zeit das erste Mal, die Augen. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen, und die treue Hirschkuh, die von nun an sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen.

Neuntes Kapitel.

Genovefa's einsames Leben in der Wildniß.

Genovefa lebte von nun an in dieser Wildniß als eine wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, Frühling und Sommer kamen, machten dann wieder dem Herbste und Winter Platz, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Wenn Genovefa nun im Sommer am heißen Mittage so zwischen den stummen Felsen und Bäumen da saß, und nichts hörte, als das Gekrächze der Raben, oder das Hacken eines Spechtes; wenn in schauerlichen Herbstnächten der kalte Mond hoch am Himmel stand, und das einsame Felsenthal beschien; wenn sie des Winters aus ihrer Höhle in die unermeßliche Menge Schnee

hinsah, in dem sie nur die Spuren wilder Thiere bemerkte, da sehnte sie sich wohl recht herzlich, wieder einmal das Angesicht ihrer Eltern, ihres Gemahls, ihrer Freunde, oder nur irgend eines Menschen zu sehen. „O wie glücklich,“ seufzte sie manchmal, „sind doch die Menschen, die bei einander leben, mit einander reden, und sich ihre Leiden und Freuden mittheilen können! und wie thöricht sind sie, daß sie dieses süße Glück oft gar nicht achten und sich einander das Leben vielfältig so bitter machen. Dann faßte sie sich aber allemal wieder, und sprach: „O Gott, das Glück, mit Dir umzugehen, ist ja doch noch unendlich süßer, als der Umgang mit Menschen! Wenn wir auch von Menschen ferne sind, so bist doch Du uns immer nahe — in der öden Wildniß und in der stillen Mitternacht! Welche Seligkeit, daß wir jeden Augenblick mit Dir reden können, Du innigster Freund unserer Seele!“ Sie gewöhnte sich so daran, immer mit Gott umzugehen, und im Herzen mit ihm zu reden, daß ihr in diesen freundlichen, vertraulichen Gesprächen Stunden wie Augenblicke verflossen.

Obwohl ihr die Verpflegung ihres Kindes, das Ausgraben der Wurzeln, und das Einsammeln

verschiedener Waldfrüchte viele Arbeit machte, so mußte sie doch manche Stunde so da sitzen, wo sie gar nichts zu thun wußte. Da sagte sie denn oft: „Ach, wenn ich nur einige Stricknadeln und Garn hätte, wie angenehm würde mir da manche lange Stunde verfließen, wie wollte ich da mich und mein Kind so gut kleiden! Die Menschen beklagen sich oft über die Arbeit; allein ohne Arbeit ist das Leben sehr traurig und langweilig, und die härteste Arbeit ist süß gegen das Nichtsthun.“

Oftmals hatte sie das sehnlichste Verlangen nach einem guten Buche. „Wie manche Stunde,“ sprach sie, „könnte ich dann mit Lesen recht schön und lehrreich zubringen! Doch Deine Werke umher, lieber Gott, sind ja auch ein Buch, das Du selbst geschrieben hast.“ Sie fing nun an, Gottes Werke viel aufmerksamer zu betrachten, als sie es sonst in ihrem Leben gethan hatte, und das kleinste Blümlein, ein schöngefärbtes Käferlein, oder ein buntbemalter Schmetterling machte ihr, wenn sie so die Spuren der Weisheit und Güte Gottes daran bemerkte, oft unaussprechliches Vergnügen. Es war ihr daher auch ganz ungemein erfreulich und tröstlich, daß Christus viele seiner schönsten Gleichnisse von solchen Gegenständen hergenommen

hatte, von denen sie auch in der Wildniß umgeben war.

Wenn die Sonne im Frühlinge wieder so lieblich und freundlich in ihre Höhle herein schien, dann sagte sie hocherfreut: „Du lieber Gott! Deine Sonne ist mir ein schönes Bild Deiner Freundlichkeit und Vaterliebe. Denn Jesus, Dein Sohn, sprach ja: „Der Vater im Himmel läßt Seine Sonne aufgehen über die Guten und Bösen." — Meine Liebe zu den Menschen gleiche daher Deiner Sonne. Auch meinen Feinden würde ich gerne Gutes thun, wenn ich nur könnte."

Wenn sie um ihren Lebensunterhalt bekümmert war, und Traurigkeit sich in ihr Herz einschleichen wollte, und sie dann an einem schönen Morgen den herrlichen Gesang der Vögel hörte, dann rief sie: „Ihr seid so munter und sorglos, ihr kleinen heitern Geschöpfe, und singt so fröhlich! Sollte ich denn nicht auch fröhlich sein! Jesus will ja dieß und sagt es uns: ‚Schauet doch nur die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie dennoch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?' — Ja, mein Gott, Du liebst mich mehr, als alle diese Vögel;

ich sollte daher ja auch viel fröhlicher sein, als sie alle, vor Freude singen und mich nicht kümmern, wenn jetzt schon für mich kein Körnlein mehr ausgesäet, kein Halm mehr eingeerntet, und keine Garbe mehr in die Scheune gebracht wird."

Wenn sie die Blumen der Wildniß, die ihr kleines Thälchen mit tausenderlei bunten Farben schmückten, betrachtete, sagte sie: ,Auch ihr seid mir freundliche Pfänder, gleichsam lauter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf solche Blumen zeigte Jesus, als er sprach: „Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und spinnen nicht. Und dennoch sage ich euch: Auch Salomon in aller seiner Pracht war nicht so schön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde so schön kleidet, sollte Er das nicht viel mehr euch thun, ihr Kleingläubigen?' — Ich will also nicht mehr kleingläubig und nicht mehr kleinmüthig sein, und obwohl ich jetzt nicht spinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen."

Wenn es zur Sommerszeit in ihrem Felsenthale glühend heiß war, und sie durstig zu ihrer Quelle kam, und frisches Wasser schöpfte und

trank, sagte sie oft: „Was diese Quelle meinen brennenden Lippen ist, das ist Deine Lehre, Dein Geist, o Herr, meiner Seele. Du sagst es ja selbst: ‚Wer dürstet, der komme zu mir und trinke. Das Wasser, das ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die fortquillt bis in das ewige Leben.‘ — Ja, diese innere Lebensquelle allein erquickt mich mit Trost, und tränkt mich mit Freuden, jetzt, da mir jeder menschliche Trost von außen genommen ist, und mir alle Freuden des geselligen Lebens entrissen sind.“

Oft, wenn sie die ungeheuren Felsen, die ihr Thal einschlossen, und schon Jahrtausende unter Sturm und Wetter unerschüttert da standen, betrachtete, kam ihr das Wort Jesu zu Sinn: ‚Wer meine Worte hört, und sie vollbringt, den vergleiche ich dem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute.‘ — Auf Dein Wort,“ sprach sie dann, „will ich mein Heil bauen und es steht felsenfest.“

Sogar die Dornen und Disteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, ihr stachlichten Gewächse, Weintrauben und andere edle Früchte abpflücken könnte,“ sprach sie, „das wäre mir freilich sehr lieb, und käme mir hier in der Wild-

niß sehr wohl zu Statten. Allein es bleibt bei dem, was Jesus sagte: ‚Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Disteln keine Feigen einsammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte.‘ — Ich will daher ein guter Baum sein und Gutes thun, so viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Disteln gleichen, die nur stechen und keine oder nur schlechte Früchte hervorbringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quelle, der Fels, sogar die Dornen und Disteln ihr lauter Merkzeichen, die sie an die Worte Jesu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

Lieblicher, als die Frühlingssonne, erfreulicher als der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln, lehrreicher, als Alles, was man in der Wüste sehen konnte, war ihr der Anblick ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den schönen, blauen Himmel. Wenn sie dann, während die Hirschkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme in dem Thale umher ging, und mit dem Kinde, obwohl es noch wenig davon verstand, in den freundlichsten Ausdrücken redete; wenn

dann das Kind die kleinen Aermchen nach ihr ausstreckte und sie anlächelte: so war es ihr nicht anders, als verschönere dieses Lächeln die ganze Wildniß und als wäre Alles rings umher golden. Sie sank dann oft an der Stelle, wo sie stand, auf die Kniee, drückte das Kind an ihre Brust, blickte mit dem sanften milden Lächeln mütterlicher Zärtlichkeit auf dasselbe herab, und sprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieses liebe Kind noch gelassen hast! Welche Freude, welchen Trost, welche tägliche, angenehme Beschäftigung gewährt es mir in diesem rauhen Aufenthalte! O blick' auch Du, o Vater im Himmel, mit Segen auf dieses mein Kind herab und laß' es ferner wachsen und gedeihen! — Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blickt!" fuhr sie dann fort, „wie rein die lockige Stirne und die holden Wangen noch von allen Leidenschaften sind, wie sorglos es hier an meinem Herzen ruht! O wohl mit Recht sagte der göttliche Erlöser: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.' — Ach, daß doch alle Menschen aus freier Wahl und Ueberlegung so ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böse Leidenschaften wären,

wie es dieses Kind hier noch in seiner Unschuld und aus glücklicher Unwissenheit ist. Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unserm Herzen, dann könnten wir in dieser Welt so fröhlich leben, wie das Kind an der Brust seiner Mutter; dann könnten wir eben so zufrieden und selig — gleichsam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!"

Manchmal regte sich in ihr der lebhafteste Wunsch, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können. „Welche Seligkeit ist das," sagte sie, „wenn Tausende vereint vor Gott knieen, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgesang der glaubensvollen Menge sich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O wenn ich nur wieder einmal eine Glocke hörte, ich glaube, es wäre mir schon leichter um das Herz! Doch," sagte sie dann wieder, „die ganze Natur, der Himmel über mir und die Erde um mich her ist ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einsamen Wildniß schlägt, und sich nach Dir sehnt, ist ja auch Dein Altar. Dieses Felsenthal sei denn ein Tempel, der Dir geheiliget ist, und mein Herz sei der Altar."

Es war auch kein Baum und kein Fels, wo sie nicht gekniet und gebetet; und wenn sie der

Winter nicht mehr ausgehen ließ, so kniete sie manche Stunde vor dem kleinen Kreuze in ihrer Höhle auf einem rauhen Steine, der aus der Felsenwand hervorragte, und ihr zum Betschemmel diente.

Zehntes Kapitel.

Genovefa's Mutterfreuden in der Wildniß.

Wie manchmal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächst, so blühte jetzt für Genovefa mitten in ihrer Einsamkeit die schönste der geselligen Freuden auf. Schmerzenreich, ihr liebes Kind, wuchs, lernte gehen, fing an, Worte zu stammeln, und war in der That ein wunderschönes Knäblein. Genovefa fand in der Wüste nichts, das Kind zu kleiden. Allein eines Tages erblickte sie ein junges

Reh, das ein Fuchs eben getödtet hatte, und verzehren wollte. Sie verscheuchte ihn, indem sie dachte, das braune, weißgesprengelte Fellchen des Rehes zu einer Kleidung für ihren lieben Schmerzenreich zu benützen. Sie umhüllte ihn damit; Hände und Füße blieben indeß bloß, und er glich in dieser dürftigen Kleidung dem kleinen Johannes in der Wüste, den man mit einem Lammfelle umgeben zu malen pflegt. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Wasser genoß, so sah er doch so frisch und gesund, so schön und blühend aus, wie das Leben.

Genovefa, die schon Jahre lang kein Wort mehr von Menschenlippen gehört hatte, empfand eine entzückende Freude, als sie die ersten verständlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte sie, als er das süße Wort Mutter das erste Mal schön und deutlich aussprach. Es war dieses zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle Stunden lang mit ihm; sie ging mit ihm an milden Tagen hinaus in das kleine Thal, und lehrte ihn Alles, was hier zu sehen war, nennen, von der Sonne bis zum Kieselsteinchen, von der Tanne bis zum niedrigen immer-

grünen Moose; und sie konnte bald mit ihm kleine Gespräche darüber führen. Die ersten Strahlen der erwachenden Vernunft, die ersten Funken der kindlichen Liebe, die sie an dem holden Knaben bemerkte, machten ihr unbeschreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für sie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichsam mitten im Winter ein schöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte die Höhle lange nicht mehr verlassen. Allein bald nach den ersten Tagen des Frühlings ward er wieder gesund, und blühte nun wieder so schön, wie eine Rose. Da nahm ihn Genovefa an einem schönen Frühlingsmorgen bei der Hand, und führte ihn das erste Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freie, und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jetzt, bei mehr erwachter Vernunft und hellerem Bewußtsein, mit einem Male erblickte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Ganz erstaunt blieb er stehen und betrachtete Alles mit Augen, die von Freude und Verwunderung glänzten. „Mutter, was ist das!“ rief er, „was seh' ich? Alles ist ja ganz anders, als vorher — Alles viel schöner! Das

Thal da war noch vor kurzer Zeit ganz weiß von Schnee, und jetzt ist es so schön grün, daß die Tannen dagegen nur schwarz sind. Und die Gesträuche und Bäume, die vorhin dürr und kahl da standen, und nur hie und da ein gelbes Blatt hatten, die sind jetzt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jetzt so lieb und warm scheint! Und wie der Himmel so schön blau ist! Und sieh' nur, da auf dem Boden zu meinen Füßen, — welche wunderschöne, kleine, nette Dingerchen das sind! O sieh' nur, wie schön weiß, gelb und blau!"

„Dieß sind Blumen, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Sieh', da breche ich einige für dich ab. Diese weißen hier nennt man Maslieben oder Gänseblümchen! Sieh', in der Mitte sind sie schön gelb, und die zarten, weißen Blättlein rings umher sind an den Spitzen schön purpurroth. Diese ganz gelben da sind Schlüsselblumen. Riech' einmal daran; sie riechen sehr lieblich. Dieses blaue hier ist ein Veilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm sie — alle gehören dein — und pflücke noch, so viel du willst." Er pflückte so viele, daß er sie mit seinen kleinen Händchen nicht mehr umspannen konnte.

Genovefa führte ihn hierauf in ein grünendes Gebüsch, unter schattige Bäume. „Nun, horch' einmal," sagte sie, „hörst du nichts? „Der Knabe hörte das erste Mal bei deutlicherm Bewußtsein, den tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungestört, in unzähliger Menge nisteten. „Ei," rief er neugierig, „was klingt denn so schön? In allen Bäumen und Büschen klingen ja hunderterlei liebliche Stimmchen durch einander. Wir wollen doch einmal sehen, was es ist. Komm'!"



Genovefa setzte sich auf ein Felsenstück, das mit weichem, grünem Moose überwachsen und von einem Paar jungen Buchen beschattet war, nahm den Knaben auf den Schooß und streute, was sie im Winter und in den ersten Tagen des Frühjahrs öfter gethan hatte, einige gesammelte Samenkörnlein von Waldkräutern hin und lockte den Vögeln. Da kamen eine Menge Vögelein herbei — das freundliche

Rothkehlchen, der grünliche Zeisig, der Hänfling mit purpurrothem Scheitel und Brust, der buntfarbige Stieglitz — und pickten die Körnlein geschäftig auf. „Sieh'," sagte sie, „diese Vögelein singen so schön." Der kleine Schmerzenreich war vor Freuden fast außer sich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen!" rief er, „ihr singet also so schön! Ihr könnet es freilich besser als die Raben, die den Winter hindurch oft so traurig krächzten, und ihr seid auch viel schöner als sie!"

„Aber sag' mir nur, Mutter," fing er wieder an, „wie kommt's doch, daß jetzt Alles so schön ist? Wo kommen denn alle diese schönen Sachen her? Denn du hast unser Thälchen doch nicht so herrlich auszieren können, seitdem ich krank war. Du warst ja fast immer bei mir in der Höhle, und so geschickt wärst du doch auch nicht!"

„Liebes Kind!" sprach Genovefa, „ich habe dir schon gesagt, daß wir einen so guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh', dieser hat auch alles dieses gemacht, damit wir eine rechte Freude daran haben möchten." — „O der liebe, gute Gott!" sagte der Knabe. „Der ist doch recht brav und recht geschickt!" —

Und Genovefa lächelte über seine kindliche Einfalt. „Freilich," sprach sie für sich selbst, indem sie ihn in die Arme schloß und ihn küßte, „würde manches Kind, das älter als du bist, wenn es dich so reden hörte, dich unverständig nennen und deiner lachen. Allein nur deßwegen, weil es vergißt, daß es selbst einst so redete, und, wie wir Menschen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam."

Den andern Morgen weckte sie der Kleine schon in aller Frühe und sagte: „Mutter, o steh' doch auf, und komm' mit mir! Wir wollen sehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat." Genovefa lächelte freundlich, und ging mit ihm an der Quelle hinab, die ihren Lauf mitten durch das Thälchen nahm. „Sieh'," sagte sie, „in dem Schatten dieses hohen Felsens, hier an der Winterseite des Thälchens, stehen schwarze, stechende Dornensträuche. Dieß sind Schlehdornen. Sieh', es sind eine Menge kleiner, grüner und weißer Kügelein daran. Diese nennt man Blüthenknospen. Jetzt komm'! Dort drüben an der Sommerseite des Thälchens sind andere Gesträuche mit ganz kleinen Dörnern. Diese Sträuche nennt man Hagedornen. Auch an diesen

sind längliche Knösplein. Die Aepfelbäume oben an der Quelle," sprach sie, und führte ihn dahin, „sind dir längst bekannt. Betrachte sie aber jetzt recht! Du siehst noch nichts daran, als daß auch an ihnen alle Zweiglein voll großer Knospen sind. Nun gib alle Tage wohl Acht, was Alles mit den Knospen an Sträuchen und Bäumen vorgehen wird, und erzähle mir's dann wieder."

Die Nacht darauf fiel ein lieblicher warmer Frühlingsregen, und lockte Blätter und Blüthen hervor. Auch am Morgen regnete es noch ziemlich stark. Sobald aber der Regen aufgehört hatte, lief Schmerzenreich hinab in das Thälchen, kam voll Freude zurück, und rief: „Mutter, die grünen Kügelein an den Schlehdornen sind jetzt lauter kleine schneeweiße Blümlein! Und die andern Dornensträuche sind voll kleiner hellgrüner Blättlein, und die Knösplein daran sind auch größer geworden. Und auch die Bäume an der Quelle sind voll Blumen, die gar nicht schöner weiß und roth sein könnten! O das ist eine Freude! Wie gut ist doch Gott! O komm' doch und sieh'!" Genovefa ging mit ihm. „Siehst du," sagte er, „die weißen Schlehblumen da! Und sieh' nur, der Hagebuttenstrauch hier bekommt gewiß auch noch

schöne rothe Blumen. Die sind aber noch nicht ausgemacht. Sieh', das Rothe blickt nur ein klein wenig aus den Knöspchen hervor! Ist der liebe Gott etwa diese Nacht hindurch nicht mehr damit fertig geworden?" „O Kind," sagte Genovefa, „das zu machen, kostete Gott gar keine Mühe! Er könnte Alles in einem Augenblicke hervorbringen. Denn er ist allmächtig." „Aber," fuhr der Knabe fort, „sage mir doch, wie kann denn Gott in der finstern Nacht Alles so machen?" Genovefa sagte ihm, daß Gott bei Nacht so gut sehe als bei Tag — und Schmerzenreich war hierüber voll Verwunderung.

Eines Tages sagte Genovefa zu Schmerzenreich: „Nun will ich dir wieder eine Freude machen. Komm' mit mir!" Sie nahm ein Körblein an den Arm, das sie aus Binsen geflochten hatte, und führte ihn an ein grünes, sonniges Plätzchen, zwischen Tannen und Felsen, wo sie schon vor mehreren Tagen Erdbeerblüthen und reifende Beeren bemerkt hatte. Wirklich waren auch schon mehrere Beeren vollkommen reif, und röther als Scharlach. „Sind das auch Blumen?" fragte der Knabe. „Nein," sagte Genovefa, „das sind Erdbeeren." Sie pflückte einige der schönsten ab,

und sagte: „Wie, thue den Mund auf, und koste sie einmal!“ Der Kleine aß sie, drückte die Hand auf die Brust, und sagte: „O, die sind aber gut! Darf ich nicht mehrere pflücken?“ „Wohl,“ sagte Genovefa, „pflücke und iß, so viel du willst; aber nur solche, die recht schön roth sind. Auch magst du das ganze Körblein damit füllen, und sie mit in unsere Höhle nehmen.“ Da streckte er flugs das kleine Händchen aus, und fing an, zu pflücken und zu essen. „O wie gütig,“ sagte er, „ist doch der liebe Gott, daß er uns so gute Sachen schenkt!“ „Nun,“ sagte Genovefa, „so danke Ihm doch auch!“ Schmerzenreich blickte mit leuchtenden Augen zum schönen blauen Himmel auf, küßte sein Händchen, warf den Kuß dem Himmel zu, und rief so laut er konnte: „Lieber Gott, ich danke Dir für die Erdbeeren!“ Dann sagte er zu seiner Mutter: „Hat das der liebe Gott aber auch gehört?“ Genovefa drückte ihn an das Herz, und sprach lächelnd: „Freilich, wenn du es auch nur gedacht hättest, ohne ein Wort zu sagen, so hätte Er es doch gewußt, denn Gott ist allwissend; Er sieht, hört, und weiß Alles.“

Schmerzenreich wollte nun alle Tage neue Sachen sehen, die der liebe Gott gemacht hatte.

Doch Genovefa sagte: „Du mußt nun selbst aufmerksam umher schauen, was es in unserm Thälchen Neues und Schönes gebe, und mir dann erzählen, was du Alles entdeckt hast.“ Da kam nun Schmerzenreich eines Morgens voll Freude gesprungen, und rief: „Mutter! Jetzt hab’ ich etwas recht Schönes gefunden. Ein niedliches Körblein, in dem ein Vögelein sitzt! O komm’ doch und sieh’, wie schön und nett das ist!“ Er führte sie an der Hand zu einem Schlehdornbusche, und sagte: „Da sieh’ einmal hinein in den dunkeln Dornbusch! Siehst du es nicht?“ „Das ist ein Hänflingsnestlein, liebes Kind,“ sagte Genovefa; „das nette Körblein ist das Nestlein, und das Vögelein darin ist ein Hänfling. Wie wir eine Höhle haben, so haben die Vögelein Nester. Sieh’, wie freundlich das Vögelein uns anblickt! Jetzt fliegt es fort. Betrachte das Nestlein nur recht; stich dich aber nicht an den Dornen! Sieh’, außen ist es von dürren falben Grashalmen, grünlichem Moose und feinen Würzelchen sehr künstlich zusammengefügt; innen ist es zierlich mit zarten bräunlichen Härlein ausgemacht. Sieh’ nur recht hinein!“ sagte sie und hob den Knaben in die Höhe. „O das ist schön!“ sagte er. „Aber was sind

denn die fünf netten Dingerchen, die darin liegen?" „Das sind die Eilein," sagte Genovefa; „sieh', wie schön blaßgrün sie sind, und was für schöne rothe Streifchen und Tüpfchen sie haben!" „Aber was macht denn das Vögelein mit den Eilein?" fragte der Knabe. „Das wirst du schon sehen!" antwortete Genovefa. „Sieh' nur alle Tage fleißig nach; allein bei Leibe rühre mir nie Eines an, und verscheuche das Vögelein nicht davon."

Nach einem Paar Tagen besuchte Schmerzenreich an der Hand seiner Mutter das Nestlein wieder. Da waren statt der Eilein schon junge Vögelein darinnen. „O sieh' doch," sagte Genovefa, „sieh', wie zart und klein sie sind! Sieh', sie sind noch blind, und haben noch keine Federn! Sie können noch nicht fliegen, ja nicht einmal aus dem Nestlein heraushüpfen." „Ach, die lieben, armen, nackten Närrchen!" sagte der Knabe. „Aber müssen sie denn nicht erfrieren und verhungern?" „Nein, liebes Kind!" sprach Genovefa. „Da hat der liebe Gott schon dafür gesorgt. Das Nestlein ist innen weich und dicht mit zarten Härlein ausgefüttert, damit die jungen Vögelein lind und warm liegen. Es ist schön rund, damit sie nir-

gends anstoßen, und sich nicht wehe thun können. Dieses ganze niedliche Nestlein hat das alte Vögelein selbst gemacht. Nicht wahr, das ist künstlich? Wir, liebes Kind, könnten kein solches Nestlein zu Stande bringen. Diese Kunst hat der liebe Gott dem alten Vögelein gelehrt, weil er auch für diese jungen kleinen Vögelein liebevoll besorgt ist. — Sieh', die reichlichen, grünen Blättlein des Dornstrauchs, die jetzt, da die Sonne heiß scheint, den zarten Vögelein lieblichen Schatten geben, schützen sie auch vor Nässe, wenn es regnet. Und zu Nacht, und an kühlen Morgen und Abenden kommt das alte Vögelein, und setzt sich mit ausgebreiteten Flügeln sorgsam auf die Jungen, damit sie warm zugedeckt seien, und es sie nicht friere. — Auch die spitzigen Dornen rings umher sind nicht umsonst da. Die bösen Raben würden die jungen Vögelein fressen. Die Dornspitzen aber halten sie von dem Nestlein ab, und stechen sie, wenn sie den jungen Vögelein etwas zu Leid thun wollen. Das alte Vögelein aber ist so klein, daß es leicht zwischen den Dornen hindurch schlüpft, ohne sich zu beschädigen. So verkünden uns alle Dinge, sogar die stechenden Dornen, die Freundlichkeit und zärtliche Vatersorgfalt Gottes."

Indem Genovefa noch sprach, kam das alte Vögelein daher geflogen, und setzte sich auf den Rand des Nestleins. Alle jungen Vögelein streckten laut zwitschernd die Köpflein in die Höhe, sperrten die Schnäbelchen weit auf, und das Alte fütterte sie. „O, das ist schön! Das ist recht schön!“ rief Schmerzenreich entzückt, und hüpfte vor Freude. — „Sieh',“ sagte Genovefa, „die jungen Vögelein können dem Futter noch nicht nachgehen — da trägt das Alte es ihnen zu. Die Körnlein wären ihnen noch zu hart — da zerbricht das Alte sie zuerst, und läßt sie in seinem Kröpflein zuvor weich werden, und gibt sie ihnen dann. Hat das Gott nicht recht schön eingerichtet? Sieh', so liebreich sorgt Gott für alle seine Geschöpfe — auch für das kleinste Vögelein. So liebreich sorgt er auch für uns. — Ja, liebes Kind!“ fuhr sie fort, und blickte ihn weinend an, „Er hat bisher für dich gesorgt, und wird noch ferner für dich sorgen!“ „Ja, ja,“ sagte der Knabe, „Er hat für mich gesorgt, der gute, liebe Gott! Er hat ja dich mir gegeben, liebe Mutter! Du hast mich ja viel lieber, als das alte Vögelein seine Jungen. Ohne dich hätte ich längst umkommen müssen!“ So sprach er, und Freudenthränen standen ihm

in den Augen, und er fiel der Mutter innigst gerührt um den Hals.

Schmerzenreich hatte nun seiner Mutter alle Tage etwas zu erzählen, zu zeigen oder zu bringen. Jeden Morgen brachte er ihr einen Strauß von den schönsten Blumen, die er finden konnte, und ganze Körbchen voll Erdbeeren und Heidelbeeren, und späterhin voll Himbeeren oder Brombeeren. Von Zeit zu Zeit erzählte er ihr, wie aus den Schlehblüthen, den Hagerosen und Aepfelblüthen kleine grüne Früchte entstanden, wie alle diese Früchte, besonders aber die auf den Aepfelbäumen immer größer und größer wurden, und wie auch die kleinen Vögelein in dem Nestchen immer größer wurden, und Federlein bekamen — bis endlich der Schlehdorn gedrängt voll blauer Schlehen, und der Hagedorn voll rother Hagebutten stand, und die Aepfelbäume voll gelber, rothwangigter Aepfel hingen, und die Vögelein alle davon geflogen waren. Als er das erste Mal den hellen, schönen Morgenstern erblickte, als er einmal zwischen den finstern, schwarzen Tannen ein besonders schönes, feurig glühendes Abendroth bemerkte, als er den ersten Regenbogen sah; da kam er immer voll Freude gelaufen, und holte

seine Mutter, und sie mußte Alles mit ansehen und mit bewundern, und er dankte mit ihr Gott, daß er so viele herrliche Dinge erschaffen habe. So machte Schmerzenreich seiner Mutter tausend Freuden. Genovefa blickte, wenn sie die Freudigkeit des Knaben sah, oft freudeweinend zum Himmel, und sagte: „O Gott! So kann denn ein schuldloses Herz auch in der Wüste ein Paradies finden; und eine Seele, die Dich erkennt und liebt, findet auch mitten unter Jammer und Leiden den Himmel.“

Die sorgsame Mutter hatte nun wohl auch nicht vergessen, den kleinen Schmerzenreich vor den Giftgewächsen zu warnen, die hie und da in der Wildniß mit verführerischer Schönheit prangten. Sie zeigte ihm die blendend rothen Beeren des lorbeerähnlichen Seidelbastes, die glänzend schwarzen Wolfskirschen, und den scharlachrothen, wie mit weißen Perlen besäeten Fliegenschwamm. „Bei Leibe iß mir nichts davon,“ sagte sie; „und iß auch sonst durchaus keine Beeren und Wurzeln, die du nicht kennst, bevor du sie mir gezeigt hast. Sonst würdest du sehr, sehr krank werden!“ Allein die gute, vernünftige Mutter warnte ihn noch sorgfältiger vor Ungehorsam, Eigensinn, Leicht-

sinn und anderen Kinderfehlern. „Diese Fehler,“ sagte sie, „sind noch weit verderblicher, als die Giftpflanzen. Ach, die Sünde gleicht gar oft diesen rothen oder schwarzen Beeren, die dem Auge so schön und anlockend vorkommen, deren Genuß aber den Untergang bringt. Ja, das Böse fällt oft viel schöner in die Augen, wie das Gute — wie da der giftige Fliegenschwamm den grauen, genießbaren Schwamm zu seiner Seite an Schönheit der Farbe weit übertrifft.“

Eilftes Kapitel.

Genovefa erhält durch einen Wolf eine erwärmende Kleidung.

Unter vielen schuldlosen Freuden war für Genovefa und Schmerzenreich der letzte Frühling und Sommer verflossen. Jetzt wurde es Herbst. Die Sonne schien nicht mehr so warm, und ging täglich später auf und früher unter. Trübe, finstere Wolken verdunkelten oft Wochen lang den klaren, blauen Himmel, und die Erde brachte nichts Neues mehr hervor. Die lieblichen Gesänge der Vögel waren verstummt, und die meisten Vögel aus der Gegend hinweg gezogen. Die Blumen waren fast alle verschwunden, und die noch übrig waren, standen

welk, dürr und entfärbt da. Das Laub hing gelb und bleich an den Bäumen und Sträuchen, und was nicht selbst abfiel, das schüttelten die kalten, brausenden Winde vollends herab. Mit einem Herzen, schwer von Besorgnissen wegen des nahen Winters, saß Genovefa an dem Eingange der Höhle, und sah mit thränenden Augen hinaus in die Verwüstung. Da sagte Schmerzenreich: „Mutter! Liebt denn Gott uns jetzt nicht mehr, daß Er alle Blumen verwelken, und Bäume und Sträuche verdorren läßt? Ist Er nicht mehr so gut und freundlich gegen uns wie bisher, und will Er uns ganz verlassen?“ „Nein, mein Kind!“ sagte Genovefa. „Wenn wir fromm und gut sind, so hat uns Gott immer gleich lieb. Nur auf Erden hier ist Alles veränderlich und vergänglich. Die Liebe Gottes gegen uns ist aber unveränderlich und ewig. — Jetzt wird es nur Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der schöne Frühling, und Alles fängt dann wieder an, auf's Neue zu grünen und zu blühen.“ Schmerzenreich betrachtete den öden Wiesengrund und die entblätterten Bäume bekümmert, und sagte bedenklich und mit wehmüthigem Gesichtchen: „Wenn das nur so ist, wie du sagst, liebe Mutter! Ich kann

es kaum glauben. Ich fürchte, die Welt gehe gar unter!" Allein Genovefa sprach lächelnd: „Glaube mir, liebes Kind, das ist alle Jahre so. Alle Jahre wird es Winter; nach dem Winter kommt aber allemal wieder der Frühling. Freue dich daher jetzt, bei Annäherung des Winters, schon auf den lieblichen Frühling." Sie dachte aber bei sich selbst: „Dem Kinde da, das zum ersten Male, seit es zur Vernunft gekommen, das Herannahen des Herbstes und das Abfallen des Laubes erlebt, ist es zu verzeihen, daß es kaum glauben kann, nach dem Herbste und Winter werde es wieder Frühling. Allein ich, die Mutter, bin eher zu tadeln, und wohl unverständiger zu nennen, als dieses unerfahrene Kind. Ich weiß es nun schon aus so langer Erfahrung, daß nach dem Leiden allemal wieder Freude folge, und doch komme ich immer au'fs Neue hart daran, es zu glauben. Doch — ich will getrost sein, mich nicht mit unnützen Sorgen ängstigen, sondern im Leiden stets der künftigen Freuden gedenken."

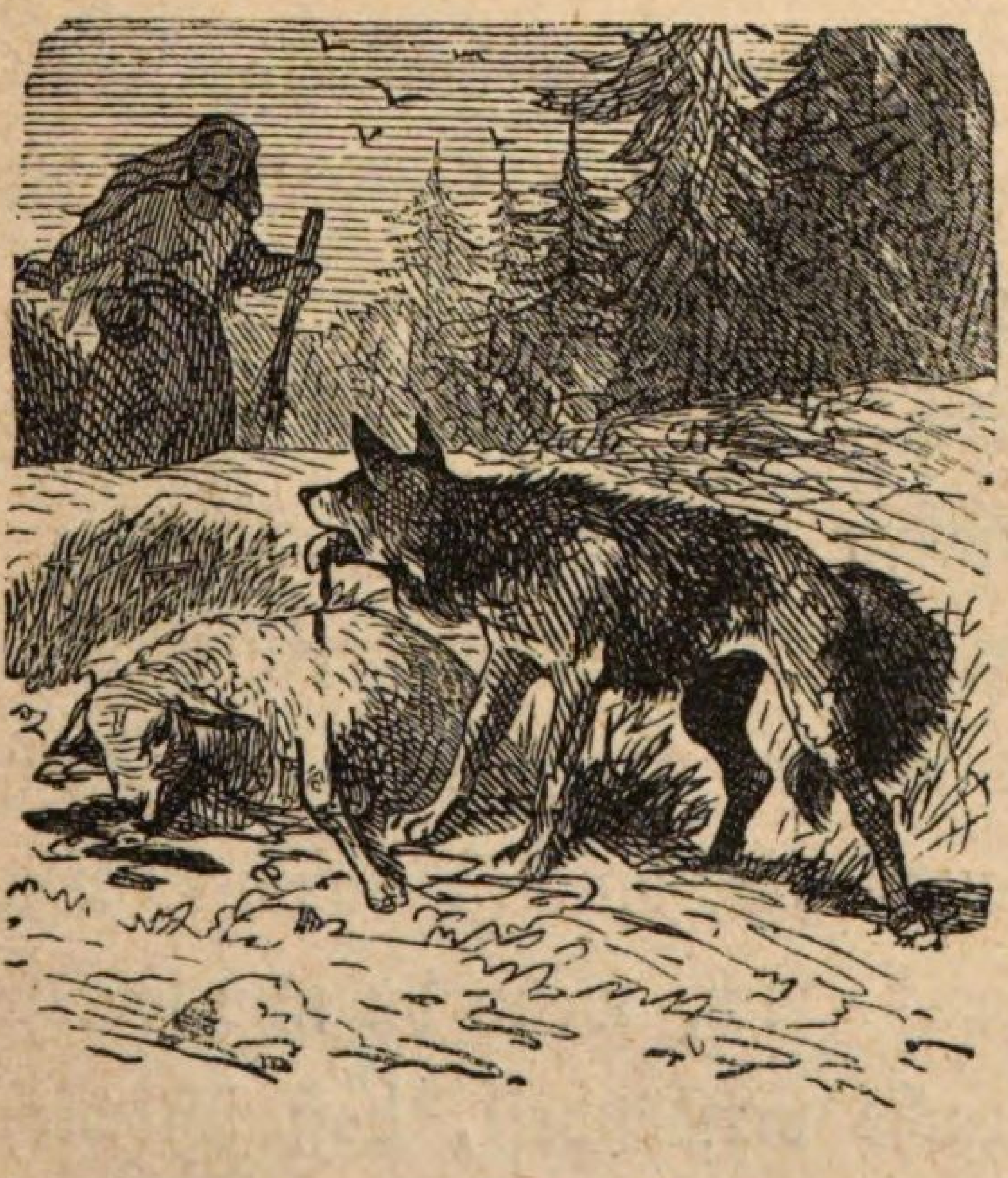
Genovefa war nun täglich beschäftigt Buchkerne und Haselnüsse, Dornschlehen und Hagebutten, und was sie sonst Genießbares von Früchten und Wurzeln fand, für den Winter einzusammeln,

und Schmerzenreich half ihr dabei getreulich. Eine größere Sorge, als die Nahrung für den Winter, machte ihr ihre Kleidung. Ihr einziges Kleid, das sie nun schon so viele Jahre beständig anhatte, war bereits sehr abgenützt und beinahe zerrissen. Weinend saß sie eines Tages am Eingange der Höhle, und suchte die sich ablösenden Stücke mit zähen Grashalmen und Dornspitzen wieder an einander zu befestigen. Allein die Arbeit wollte ihr nicht gelingen und nicht recht halten. „Ach,“ seufzte sie stille bei sich selbst, „was gäbe ich jetzt um eine Nadel und einige Trümmchen Faden! Wie viele Wohlthaten Gottes genießen doch die Menschen, die gesellig zusammen leben, und doch fällt es Manchem gar nicht einmal ein, Gott dafür zu danken.“

Schmerzenreich, der ihre stille Wehmuth und vergebliche Mühe bemerkte, sagte zu ihr: „Mutter, weißt du noch, was du mir sagtest, da ich dich einmal fragte, warum unserer Hirschkuh die Haare ausgehen?“ Du sagtest: „Gott schenke ihr für jeden Sommer ein röthlich braunes, leichteres Kleid, und dann wieder ein graues, wärmeres Kleid für den Winter. Darum sei fröhlich! Gott schenkt dir gewiß auch ein warmes Winterkleid. Oder meinst du denn, du seiest Ihm nicht

lieber, als unsere Hirschkuh?“ Genovefa umarmte den Knaben lächelnd, und sagte: „Du hast Recht, liebes Kind! Ich will ruhig sein. Gott wird für uns sorgen! Der die Thiere und Blumen kleidet, wird auch mich kleiden.“

Ein Paar Tage nachher befahl sie dem Knaben, sich nicht von der Höhle zu entfernen, nahm einen starken Baumast in die Hand, hängte eine ausgehöhlte Kürbißflasche voll Milch an die Seite, und ging weit in der Wildniß umher, um noch mehrere Bäume aufzusuchen, deren Früchte zu genießen waren. An dem Abhange eines hohen



Berges, den sie ersteigen wollte, setzte sie sich nieder, um auszuruhen, und sich mit etwas Milch zu laben. Da kam ein fürchterlicher Wolf den Berg herauf und trug ein Schaf in dem Rachen. Er stand still und sah Genovefa mit grimmigen, funkelnden Augen an. Genovefa

erschrack, daß sie zitterte. Schnell besann sie sich aber, ergriff den Ast, der neben ihr lag, sprang auf den Wolf zu, und versetzte ihm aus allen ihren Kräften einen Schlag auf den Kopf, um das geraubte Schaf aus seinem Rachen zu erretten. Der Wolf ließ das Schaf fallen, purzelte betäubt, und unter und über sich, eine Strecke weit den Berg hinunter, und lief heulend davon. Genovefa kniete neben dem Schafe nieder, goß ihm etwas Milch aus der Flasche in den Mund, und versuchte, ob es nicht mehr zum Leben zu bringen sei. Allein es war schon ganz todt.

Der Anblick des armen Thieres erweckte in Genovefa's Herzen mancherlei wehmüthige Empfindungen. „Du gutes Thier," sagte sie, „du bist wohl aus jenen freundlichern Gegenden, wo ich zu Hause bin? Ach, schon lange hab' ich nichts mehr von daher gesehen und gehört! Vielleicht bist du gar von den vielen Heerden meines Gemahls — und von meinen Heerden!" — „Ach Gott!" rief sie jetzt aus, „ja, du bist davon! Du trägst da unser Zeichen! Ach, wenn du nur lebtest und menschliche Sprache verständest, daß ich dich fragen könnte: Ist mein Gemahl wohl zurückgekommen aus dem Kriege? Denkt er noch an seine

Genovefa? Zürnt er noch über mich, oder hat er meine Unschuld erkannt? Ach, er lebt im Ueberfluß, und ich schmachte hier in Mangel und Elend!" —

Plötzlich hielt sie jetzt inne; es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele: „Ich muß meiner lieben Heimath sehr nahe sein. Sonst könnte dieses Thier nicht hieher kommen. Wie wäre es, wenn ich mit meinem Kinde dahin zurück kehrte?" Es regte sich in ihrem Herzen die heißeste Begierde nach ihrer Heimath, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. Sie besann sich lange. Endlich sagte sie: „Nein! Ich will doch lieber da bleiben. Mich bindet ein schwerer Eid. Ich könnte freilich sagen, daß ihn mir bloß die Todesangst ausgepreßt habe. Allein es wäre doch nicht recht, ihn zu brechen. Und wer weiß, ob dieses Wagstück nicht vielleicht gar zwei wackern Männern, die mir das Leben schenkten, den Tod bringen würde? Nein, nein! Ich bleibe hier, so lang es Gott will. Will Er mich aus dieser Wildniß befreien, so wird Er schon einmal die Tritte eines mitleidigen Menschen hieher lenken! Es ist ja doch besser, alles Elend dulden, als sein Gewissen verletzen!" —

Sie suchte nun unten an dem Bache, der an

dem Berge vorbei floß, eine scharfe Muschel, und zog damit dem Schafe das dichte, wollige Fell aus. Hierauf wusch sie das Fell in dem klaren Bache rein von Staub und Blut, trocknete es an der Sonne, und kleidete sich sogleich darein. So kam sie erst spät am Abende wieder in dem Thälchen bei der Höhle an. Schmerzenreich kam ihr schon von weitem entgegen gesprungen, und rief: „O Mutter, kommst du doch einmal! Ach, mir war es so angst um dich! Wo bleibst du doch so lange?“ Allein plötzlich blieb er stehen und stutzte. Das Pelzkleid und die anbrechende Dämmerung machte, daß er seine Mutter nicht sogleich erkannte. Er wollte schon davon laufen, und sich in der Höhle verbergen. Als er aber ihre freundliche Stimme hörte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind! Ich bin es!“ da kehrte er wieder um, und rief: „O Gottlob! So bist du es doch! O wie ich mich freue! Aber sage nur, was du da anhast? Du bist ja jetzt beinahe eben so gekleidet, wie ich! Wie bist du doch zu dem Kleide gekommen?“ Genovefa sagte: „Der liebe Gott hat es mir geschenkt!“ Und Schmerzenreich hüpfte vor Freuden und rief: „Ich hab' es dir ja gesagt, Gott werde dir ein neues, wärmeres Kleid

für den Winter schenken. Da siehst du nun, liebe Mutter, daß ich Recht hatte!" Er fühlte das wollige Fell an, und sagte: „Wie schön gekräuselt es ist, und wie schön weiß! Gerade wie die zarten, weißen Wölklein am Frühlingshimmel. Ja, ja, man sieht schon, daß es eine Himmelsgabe ist." Sie gingen nun Beide in die Höhle, und Schmerzenreich brachte ihr eine Kürbißschale voll Milch, und ein Binsenkörblein voll Früchte, und Genovefa mußte ihm nun ausführlich erzählen, wie sie zu dem Wollenkleide gekommen sei.

Der rauhe Winter schloß nun Genovefa und Schmerzenreich wieder in die Höhle ein. Nur an besonders heitern Wintertagen gingen sie ein wenig im Thälchen umher. „Sieh, lieber Sohn!" sagte Genovefa dann, „auch im Winter erblicken wir die Freundlichkeit Gottes. Wie jetzt Alles so lichthell, rein und weiß ist! Alle Bäume und Gesträuche sind über und über voll schimmernden Duftes, als stünden sie alle in voller Blüthe. Sieh, wie der Schnee da, wo die Sonne darauf scheint, mit so wunderschönen, roth und blau und grün schimmernden Funken bestreut ist! Obgleich alle Laubbäume entblättert sind, so ließ Gott doch den immergrünen Tannen ihre Nadeln, damit die

Thiere des Waldes darunter eine Zuflucht fänden. Die rauhen Wachholdersträuche tragen auch im Winter frische, blaue Beeren, damit die Waldvögelein ihre Nahrung finden. Unsere Quelle gefriert nie, damit sie trinken können; auch wachsen immer frische, grüne Kräuter darin, mit denen sich manches Thierlein erhält! So freundlich und gütig zeigt sich Gott auch zur rauhen Jahreszeit."

An recht kalten, stürmischen Tagen streute Schmerzenreich allerlei gesammelte Samenkörnlein vor die Höhle hin. Da kamen dann die Rothkehlchen, die muntern Kohlmeisen und die niedlichen kleinen Blaumeisen bis vor den Eingang der Höhle geflogen, und pickten sie weg. Schmerzenreich hatte im Sommer auf Anrathen seiner Mutter auch einen kleinen Vorrath von Heu gesammelt, und streute jetzt immer einiges davon vor der Höhle aus. Die hungrigen Rehe und Hasen wurden dadurch herbei gelockt, und die Häschen wurden zuletzt so zahm, daß sie ihm das duftende Heu aus der Hand fraßen; und die Rehböcklein wurden so vertraut, daß sie ihn mit sich scherzen ließen, und mit ihm in die Wette sprangen.

So hatten Genovefa und Schmerzenreich den Winter über manche Freuden. Genovefa hatte

aber auch viele Leiden. Schmerzenreich schlief immer sehr bald ein, und wachte die ganze Nacht hindurch auch nicht ein einziges Mal auf. Da saß sie in der finstern Höhle viele Stunden einsam und schlaflos da! „Ach," seufzte sie oft, „wenn ich jetzt nur ein kleines Oellämpchen hätte, das diese finstere Höhle freundlich erleuchtete — welche Wohlthat wäre dieß! Und wenn ich dann erst ein gutes Buch, oder Flachs und eine Spindel hätte, wie glücklich wollte ich mich schätzen! Die geringste meiner Mägde, ja die ärmsten Mädchen in meiner Grafschaft haben es jetzt besser, als ich! Diese sitzen jetzt in der warmen Stube, spinnen bei ihrem Oellichtlein, und unter frohen Gesprächen verschwinden ihnen die Stunden!" Dann wandte sie aber ihr Herz wieder zu Gott und sagte: „O wie gut ist es doch, wenn man Dich erkennt, lieber Gott! Ohne Dich hätte ich jetzt in diesen traurigen Winternächten gar Niemand, mit dem ich reden könnte. Ohne Dich wäre ich in dieser Höhle vor langer Weile und Trostlosigkeit schon längst gestorben. Aber in jeder Lage des Lebens gewährst Du uns reichlichen Trost!"

Zwölftes Kapitel.

Genovefa wird in der Wildniß krank.

Wie den verflossenen Sommer und Winter, so brachte Genovefa mit ihrem lieben Schmerzenreich mehrere Sommer und Winter in der Wildniß zu, und hatte jetzt bereits den siebenten Winter erlebt. Die vorigen Winter waren nie sehr kalt. Allein dieser siebente Winter ihres Aufenthaltes in der Wüste war für sie sehr fürchterlich. Eine ungeheure Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die stärksten Aeste der Eichen und Buchen brachen unter seiner Last. Die Kälte war sehr groß. So gut Genovefa den Eingang der Höhle gegen die tobenden grimmig kalten Winde zu verwahren suchte, so drangen sie doch herein, und trieben eine Menge Schnee in die Höhle. Alles Moos ihres Lagers ward

davon durchnäßt und verkältet. Der Eingang der Höhle und die schützenden Tannenäste waren immer weiß von Duft, und die Wände der Höhle, gleich gefrornen Fensterscheiben, mit Eis überzogen. Die natürliche Wärme der treuen Hirschkuh war nicht mehr vermögend, die schreckliche Kälte in der Höhle hinreichend zu mildern. Draußen aber bellten die Füchse vor Frost, und zu Nacht hallte das Geheul der Wölfe fürchterlich durch die Wildniß hin.

Genovefa schloß ganze Nächte hindurch kein Auge vor Frost, und eines Morgens, da die Kälte auf's höchste gestiegen war, wurden ihre herabtröpfelnden Thränen zu Eis. Schmerzenreich, der von Kindheit auf der rauhen Speisen und harten Lebensart gewohnt war, befand sich trotz der Kälte wohl. Aber Genovefa, die zarte herzogliche Prinzessin, die in Zimmern erzogen wurde, deren Fußboden mit Teppichen belegt war, konnte es in diesem kalten Felsengewölbe nicht mehr aushalten. Ihre Gesundheit erlag. „O," sprach sie oft weinend, „wenn ich nur ein einziges Fünklein Feuer hätte, was wäre dieß für ein Himmelsgeschenk für mich! Ich könnte dann von den Tannenreisern und dürren Aesten, die es hier in Menge gibt leicht eine Flamme anschüren, und mich wärmen.

So aber werde ich noch in Mitte des Holzes erfrieren müssen. Doch, Herr, Dein Wille geschehe!" — Ihr holdes, freundliches Angesicht ward sehr verändert. Das sanfte blasse Roth ihrer Wangen verschwand, und sie ward todtenbleich. Ihre lieblichen Augen verloren ihren Glanz und sanken in die Augenhöhlen zurück. Sie ward sehr hager und recht ein Anblick des Jammers.



„O liebste Mutter," sagte Schmerzenreich mit Thränen in den Augen, „wie siehst du doch aus! Ich kenne dich ja fast nicht mehr. O Gott, o Gott! was ist doch das!"

„Liebstes Kind!" sprach Genovefa mit schwacher Stimme, „ich bin sehr krank! Ich werde wohl sterben!"

„Sterben?“ sagte der Kleine. „Was ist denn das? Davon habe ich in meinem Leben noch nichts gehört!“

„Ich werde einschlafen,“ sprach Genovefa, „und nicht mehr aufwachen. Nie mehr sieht dann mein Auge die Sonne, und mein Ohr hört dann deine Stimme nicht mehr. Dieser Leib wird dann kalt und starr am Boden ausgestreckt daliegen, und keinen Finger mehr bewegen können. Endlich vermodert er gar, und wird ganz zu Erde.“

Da fiel der Knabe ihr laut weinend um den Hals und wiederholte immer nur die Worte: „O Mutter, Mutter, stirb doch nicht! Ich bitte dich, stirb nicht!“

Genovefa sagte: „Weine nicht, liebstes Kind! Es steht nicht bei mir, so lange zu leben als ich will. Gott will es nun einmal, daß ich sterbe.“

„Gott?“ rief der Knabe ganz verwundert. „Aber du hast mir ja immer gesagt, Gott sei so gut. Wie kann Er denn nun wollen, daß du sterbest? Sieh, ich könnte ja kein Vögelein umbringen — viel weniger dich!“

Genovefa antwortete: „Du hast Recht, liebes Kind! Da du mich nicht umkommen lassen, oder

gar tödten könntest, so kann Gott dieses noch viel weniger. Er, der ewig lebt, gibt auch uns ewiges Leben. Doch muß ich dir dieses erst erklären. Weißt du noch, lieber Sohn, wie ich mein altes Kleid auszog und weglegte, weil es nichts mehr taugte, und mir Gott ein besseres schenkte? Sieh, so, wie ein Kleid werde ich jetzt auch diesen hinfälligen Leib ausziehen und weglegen. Er wird vermodern wie jenes alte Gewand. Ich selbst aber komme zu Gott, unserm lieben Vater im Himmel. Der wird mich dann mit einem schöneren herrlichen Leibe bekleiden. O dort im Himmel — dort werde ich es gut haben. Dort werde ich nicht mehr vor Frost zittern und nicht mehr krank sein. Dort weine und seufze ich ewig nicht mehr, und habe statt des Leidens lauter Freude. Wie der Frühling schöner ist als der Winter, so ist der Himmel schöner als die Erde. Ja der schönste, heiterste Frühlingstag ist gegen die Schönheit und Heiterkeit des Himmels nur eine rauhe, finstere Winternacht. Wer gut und fromm ist, der kommt einmal dahin."

„Mutter," sagte Schmerzenreich, „ich will mit dir! Ich mag nicht allein unter den Thieren der Wildniß hier bleiben. Denn die antworten

mir nicht, wenn ich mit ihnen rede. Ich will auch sterben und dieses Kleid von Fleisch ausziehen."

„Nein, lieber Sohn!" sagte Genovefa. „Du mußt noch länger auf Erden bleiben. Einstens aber kommst du, wenn du anders fromm leben wirst, gewiß zu mir in den Himmel. Denn du mußt auch einmal sterben. — Jetzt aber höre, was ich dir weiter sagen werde! Wenn ich nichts mehr rede, wenn mein Athem still steht, wenn mein Auge erloschen, mein Mund erblaßt, meine Hand starr und kalt sein wird, so bleibe noch einige Tage hier. Dann, wenn du gewiß weißt, daß ich todt bin, indem dann der widrige Verwesungsgeruch diese Höhle erfüllen wird; so gehe aus dieser Wildniß fort — immer geradezu dahin, wo jetzt die Sonne aufgeht. Da wirst du nach einem oder zwei Tagen an das Ende dieses Waldes kommen, und eine schöne große Ebene vor dir sehen, in der viele tausend Menschen wohnen." —

„Viele tausend Menschen!" rief Schmerzenreich voll Erstaunen. „Ach, ich glaubte immer, wir Zwei seien allein auf der Welt. Aber warum hast du mir denn von diesen Menschen bisher

noch nichts gesagt? O wenn du nur gehen könntest, da gingen wir sogleich zu ihnen!"

„Ach, mein Kind!" sagte Genovefa. „Diese Menschen haben uns eben in diese Wildniß zu den Thieren des Waldes hinausgestoßen! Sie wollten dich und mich umbringen."

„So mag ich nicht zu ihnen!" sagte der Knabe. „Ich habe gemeint, sie seien so gut wie du, Mutter. Aber müssen diese Menschen denn auch sterben?"

„Freilich!" sagte Genovefa. „Alle Menschen müssen sterben."

„O so werden sie das nicht wissen, wie ich es bisher nicht wußte!" sagte Schmerzenreich. „Ja, nun will ich zu ihnen, und will's ihnen sagen. Menschen, will ich ihnen zurufen, ihr müßt alle sterben! Bessert euch, sonst kommt ihr nicht in den Himmel! Wenn sie es mir nur glauben!"

„O Kind," sagte Genovefa, „sie wissen längst, daß sie sterben müssen. Aber deßhalb bessern sie sich doch nicht. Sie leben im Ueberfluße. Die Erde bringt ihnen die allerschönsten Früchte hervor, dergleichen man in der Wildniß gar keine sieht. Sie haben die besten Speisen

und Getränke. Sie tragen Kleider von allen Farben der Blumen, die bei den Vornehmen oft noch mit so kostbaren Dingen geziert sind, die gleich den Sternen funkeln. Sie wohnen nicht in solchen dunkeln Höhlen wie die unsrige ist; ihre Wohnungen sind so prächtig, daß ich sie dir gar nicht beschreiben kann. Im Winter haben sie in ihren Wohnungen gleichsam eine zweite Sonne — das Feuer, das du noch gar nicht kennest. Dieses verbreitet eine so liebliche Wärme darin, wie die Sonne im Frühlinge und Sommer, und macht die dunkelste Nacht so helle, als wäre es Tag. Die meisten aber danken Gott nicht einmal für alle diese Wohlthaten, und mögen kaum an ihn denken; sie hassen, plagen und quälen einander oft, so arg sie nur können. Alle Tage fast sterben einige aus ihrer Mitte hinweg. Aber die Andern kehren sich gar nicht daran, und leben so fort, als wenn sie ewig auf dieser Erde zu leben hätten."

„Nun, ich mag gar nicht zu ihnen!" sagte Schmerzenreich. „Da sind ja diese Menschen nicht nur so böse, wie der Wolf, sondern auch noch dümmer als unsere Hirschkuh da, die von Allem, was wir reden, nichts versteht. Ich ver-

lange nichts von den kostbaren Sachen und guten Speisen dieser Menschen, und will lieber unter den Thieren wohnen. Die leben, den Wolf und den Fuchs ausgenommen, doch friedlich untereinander und nähren sich ruhig von Gras und Kräutern. Ich bleibe bei unserer Hirschkuh und gehe nicht zu den Menschen."

„Du mußt dennoch zu ihnen, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Sie werden dir nichts zu Leide thun. Höre nur weiter! Ich habe dir bisher nur von deinem Vater im Himmel gesagt. Nun muß ich dir aber noch sagen, daß du auch einen Vater auf Erde hast, wie du eine Mutter auf Erde hast!"

„Einen Vater auf Erde," sagte der Knabe freudig, „den ich so wie dich sehen, und so, wie ich jetzt dich bei der Hand nehmen kann, der nicht unsichtbar ist, wie der Vater im Himmel?"

„Ja, liebes Kind," sagte die Mutter, „du wirst ihn sehen und mit ihm reden!"

„Ihn sehen und mit ihm reden!" rief der Knabe, und seine Augen funkelten von Freundlichkeit. „Aber," fuhr er bedenklich fort, „warum kommt er denn nicht zu uns, und warum läßt er uns so allein in der Wildniß? Er

wird doch nicht auch einer von den bösen Menschen sein?"

„Nein, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Er ist ein guter Mensch. Er weiß es nicht, daß wir hier in der Wüste sind. Er weiß es nicht einmal, daß wir noch leben. Er meint, wir seien Beide umgebracht worden. Er meint, ich sei die gottloseste Mutter, die es nur auf Erden geben kann. Die Menschen logen ihm das so vor."

„Was ist denn das, sie logen?" unterbrach sie der Kleine. „Das versteh' ich nicht."

„Das ist," sprach die Mutter, „wenn man anders redet, als man denkt. Die Menschen sagen zum Beispiele zu einander, daß sie einander recht lieb haben, wenn sie gleich einander nicht ausstehen mögen. Das heißt man denn lügen."

„Ja, kann man denn das?" sagte der Kleine. „Das wäre mir nie eingefallen. O die Menschen, die Menschen," rief er und schüttelte das lockige Köpfchen, — „sind doch seltsame Geschöpfe!"

„Nun," sprach Genovefa, „dein Vater wurde auch so belogen." Sie erzählte dem Knaben hierauf von ihrer Geschichte, was er verstehen konnte, und sprach dann weiter: „Sieh, diesen

goldenen Ring hier an meinem Finger! Diesen Ring habe ich von deinem Vater."

„Von meinem Vater!" rief Schmerzenreich freudig. „O so laß mich den Ring doch einmal recht betrachten. Von meinem Vater im Himmel habe ich schon viele schöne Sachen gesehen — Sonne und Mond, Sterne und Blumen; aber von meinem Vater auf Erde hab' ich, armes Kind, in meinem Leben noch nichts gesehen!"

Genovefa nahm den Ring vom Finger, und gab ihn dem Knaben. „O der ist schön!" sagte Schmerzenreich. „Hat mein Vater mehr solche schöne Sachen, und schenkt er mir auch etwas davon?"

„Wohl, liebes Kind!" sagte Genovefa, und steckte den Ring wieder an. „Wenn ich todt sein werde, dann nimm diesen Ring von meinem Finger. Denn eher will ich ihn nicht ablegen, sondern ihn bis in den Tod hier aufbewahren; so wie ich deinem Vater Liebe und Treue auch bis in den Tod bewahrte. O gewiß! Meine Liebe zu ihm war rein, wie das Gold an diesem Ringe, und meine Treue ist ewig, wie dieser runde Kreis des Ringes, an dem man kein Ende findet, und der deßhalb ein Sinnbild der Ewigkeit ist!"

„Wenn du nun zu den Menschen kommen wirst,“ sprach sie weiter, „so frage nach dem Grafen Siegfried. Denn so heißt dein Vater. Bitte die Menschen, dich zu ihm zu führen; sage aber keinem, wer du seiest, woher du kommest, oder warum du zu dem Grafen wollest. Auch den Ring laß bei Leibe Niemanden sehen. Wenn du dann vor dem Grafen, deinem Vater, stehen wirst, so gib ihm den Ring, und sage zu ihm: Vater, diesen Ring schickt dir Genovefa, meine Mutter, zum Zeichen, daß ich dein Sohn sei. Vor einigen Tagen ist sie gestorben. Sie grüßt dich noch einmal, und läßt dir durch mich sagen, daß sie unschuldig war, und daß sie dir verzeihe. Im Himmel hofft sie dich wieder zu sehen, da es auf dieser Welt nun einmal nicht mehr hat sein können. Du sollst fromm leben, getrost sein, nicht um sie weinen und für mich sorgen! Vergiß mir nur das nicht, liebes Kind, ich sei unschuldig und ihm treu! Das hätte ich im Tode noch bezeugt, und darauf sei ich gestorben! Sag ihm das doch recht gewiß! Sag' ihm auch, daß ich ihn in der Stunde des Todes noch so lieb hatte, wie ich dich liebe! Erzähle ihm, wie ich hier lebte und starb! Bitte ihn auch, meinen entseelten Leichnam aus dieser

Höhle hier abholen, und in die Gruft seiner Voreltern begraben zu lassen. Denn ich war ihrer nicht unwerth, obwohl mich die Menschen für eine Verbrecherin und für ehrlos halten.

„Und dann muß ich dir noch Eines sagen, das du noch nicht weißt. Wie du einen Vater und eine Mutter auf Erde hast, so habe ich auch Vater und Mutter. Ach Gott, ich weiß aber nicht, ob sie den Jammer, den ich ihnen ohne mein Verschulden verursachte, überlebt haben, oder nicht. Wenn sie aber noch am Leben sind, — o so bitte deinen Vater, dich sogleich zu ihnen zu bringen! Sie werden, wenn sie dich, ihren lieben Enkel, erblicken, eine große Freude haben, und über diese Freude all das Elend von sieben langen Jahren vergessen. Denn ach!“ fuhr sie fort, und brach in einen Strom von Thränen aus, „du mein guter Vater hast gewiß recht um mich getrauert! Und du, meine liebe Mutter! du hast gewiß um deine Genovefa viel geweint! Ach, meine liebsten Eltern! Euer Angesicht hätte ich doch noch einmal sehen mögen, bevor ich sterbe. O wenn ihr wüßtet, daß ich noch lebe, und hier sei, ihr würdet sogleich zu mir eilen, mich noch einmal zu sehen! Aber ach, ihr meinet, mein

Leichnam sei in irgend einem abgelegenen Orte der Wildniß schon lange verweset. Doch wir werden uns im Himmel wieder sehen! O was ist es doch Seliges um die Hoffnung des Himmels und des Wiedersehens im Himmel! Ohne diesen Trost wäre der Jammer auf Erde doch zu groß, und wir armen Menschen müßten verzweifeln! — Du weinest, liebes Kind! Vergib, daß ich dir das Herz so schwer machte. Sieh, obgleich du jetzt deine Mutter verlierest, so wird dir Gott ja statt meiner einen guten Vater schenken! Weine daher nicht, liebes Kind! Dein Vater wird sich unbeschreiblich freuen, dich, sein liebes Kind, das er nie sah, noch am Leben zu sehen! Er wird dich küssen, dich auf seine Arme und auf seinen Schooß nehmen, dich an sein Herz drücken, dich seinen Sohn nennen, und dich Vieles von mir fragen, und vor Leid und Freude weinen! Er wird dich so lieb haben, als ich dich, und dir mehr Gutes erweisen, als ich, deine arme Mutter, dir erweisen kann!“

Genovefa konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden, legte ihr Haupt auf ihr Lager von Moos, und konnte lange Zeit vor Schwäche kein Wort mehr vorbringen.

Dreizehntes Kapitel.

Genovefa bereitet sich zum Tode.



Die schreckliche Kälte des Winters ließ nach, und es wehte wieder eine laue, milde Luft. Die Sonne schien des Mittags wieder hell und freundlich in die Höhle herein, und ihre holden Strahlen waren schon merklich warm. Der Duft am Eingange, und das Eis an den Wänden der Höhle schmolzen, und rannen in großen Tropfen herab. Mit Genovefa's Krankheit wurde es aber täglich schlimmer. Sie sah nichts vor Augen, als den nahen Tod, und bereitete sich zum Sterben.

„Ach," sprach sie, „mir ist zwar der Trost versagt, einen Priester an meinem Sterbelager zu sehen, der mir Muth einspräche, und mir das Brod des Lebens reichte, zur Stärkung auf die große Reise in die Ewigkeit! Aber Du, o Herr, Du ewiger Hoherpriester, bist ja selbst bei mir! Du bist Allen nahe, die in Noth und Trübsal sind, und ihre Zuflucht zu Dir nehmen. Jedes Menschenherz, das da leidet und sich nach Dir sehnt, willst Du heimsuchen und erquicken! Du sagst es ja selbst: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an! So Jemand meine Stimme hören wird und mir die Thür aufthut, zu dem will ich eingehen, und Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir." So sprach sie, und betete dann lange stille mit festgefalteten Händen und niedergesenkten Augen.

Schmerzenreich saß den ganzen Tag und viele Stunden der Nacht neben ihr, und der gute Knabe mochte nicht mehr essen noch trinken. Er that ihr Alles, was er ihr an den Augen ansehen konnte, und pflegte ihrer mit der kindlichsten Liebe. Er nahm seine beiden Händchen voll Moos, und trocknete, so weit seine kleinen Aermchen hinaufreichten, die nassen Wände der Höhle ab, damit

das Wasser nicht auf seine kranke Mutter herab tröpfelte. Er sammelte an den Felsen und den Bäumen trockenes Moos, um ihr anstatt des feuchten Lagers ein besseres zu bereiten. Bald holte er ihr eine Kürbißschale voll frisches Wasser von der Quelle, und sagte: „Willst du nicht trinken, liebste Mutter! Es ist dir ja so heiß, und deine Lippen sind ganz trocken.“ Bald brachte er ihr eine Kürbißschale voll lauer Milch, und sagte: „Trink doch, liebste Mutter! Sie ist recht gut, und wird dir wohl bekommen.“ Dann fiel er ihr wieder weinend um den Hals und sagte schluchzend: „O Mutter! Liebste Mutter! O wenn ich nur statt deiner krank sein, oder für dich sterben könnte!“

Eines Morgens hatte sie ein Paar Stunden recht sanft und süß geschlummert. Sie erwachte um vieles heiterer und gestärkter. Das kleine hölzerne Kreuz, das sie von der Wand herabgenommen, und während ihrer Krankheit öfter in der Hand hielt, war ihr im Schlafe entfallen. Sie suchte es, und Schmerzenreich, der sogleich merkte, was sie wollte, gab es ihr wieder in die Hand. „Aber, liebe Mutter,“ fing er darauf an, „was thust du doch immer mit diesem Holze in der Hand?“

„Liebes Kind,“ sprach sie, „ich glaubte länger zu leben, sonst hätte ich dir dieses schon früher gesagt. Allein ich sehe jetzt wohl, daß man nichts Gutes aufschieben soll. — Ich habe dir zwar schon davon erzählt, daß der Vater im Himmel auch einen Sohn habe, der Ihm in Allem gleicht. Aber, was dieser sein Sohn Alles für uns gethan habe, konnte ich dir noch nicht wohl erzählen. Du würdest gar Vieles nicht verstanden haben, weil du bisher, von der ganzen Welt entfernt, in der Wildniß aufgewachsen bist. Jetzt, da du einmal weißt, daß es mehrere Menschen auf Erde gebe, und wie diese Menschen beschaffen seien; da du gehört hast und es schon zum Theil an mir sehen kannst, was Sterben sei — will ich versuchen, dir das Wichtigste von der Geschichte des Sohnes Gottes klar zu machen. Alsdann wirst du auch einsehen, was das Holz hier in meiner Hand für eine Bedeutung habe. So höre denn, was ich dir nun erzählen werde, aufmerksam an, und nimm die Worte deiner Mutter wohl zu Herzen!

„Sieh, den lieben Vater im Himmel jammerte es, daß die Menschen so gar böse, und deßhalb so elend sind, und einst nicht in den Himmel kommen könnten. Da schickte er denn seinen lieben

Sohn zu ihnen von dem Himmel herab. Der sollte sich ihrer annehmen, daß sie sich doch bessern möchten! Sein heiliger Name ist Jesus Christus!

„Dieser sein lieber Sohn war so mächtig und liebreich wie sein Vater selbst. Als er noch ein Kind war, noch viel kleiner als du, da war Er mit seiner lieben Mutter auch in einer solchen Höhle, die der Aufenthalt der Thiere war, wie diese hier. Als Er erwachsen, und wohl etwas größer als ich war, lebte Er auch einige Zeit in einer Wildniß, die noch viel schrecklicher war, als diese hier. Er betete da beständig, damit Das, was er den Menschen sagen und zu ihrem Heile thun wollte, doch nicht vergebens sein möchte.

„Darauf ging Er zu den Menschen hin, und erzählte ihnen, daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe; daß dieser himmlische Vater so gut sei und sie lieb habe, und daß alle Menschen Kinder dieses guten Vaters seien! Er ermahnte sie, daß sie deßhalb auch recht gut sein, und diesen guten Vater und einander recht lieb haben sollen. Wer Ihm, dem Sohne Gottes, Gehör gebe, sagte Er, und sich bessere, der komme einst auch in den Himmel, und werde dort viele, viele Freuden haben. Wer Ihm aber kein Gehör gebe,

und Ihm nicht folge, der komme einmal nicht in den Himmel, sondern an einen sehr fürchterlichen Ort.

„Allein die Menschen wollten es dem Sohne Gottes nicht glauben, daß Er der Sohn des Vaters im Himmel sei, und daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe. Da zeigte er ihnen augenscheinlich, daß er so mächtig sei, wie sein Vater.

„Eine Mutter, wie ich, nur etwas älter, war zum Beispiele einmal so krank, wie ich, und hatte ein eben so böses Fieber. Kein Mensch konnte ihr helfen. Er aber nahm sie nur so bei der Hand — wie ich dich jetzt bei der Hand nehme — und den Augenblick war sie wieder gesund, und sah wieder so gesund und blühend aus, wie zuvor.

„Ein anderes Mal war ein Sohn, etwas größer, als du, gar gestorben. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, wie du mein einziger Sohn bist. Blaß und starr lag er da, und man wollte ihn schon in die Erde vergraben. O wie da die Mutter um ihn weinte, das kannst du dir denken! Aber der Sohn Gottes sagte freundlich zu der Mutter: „Weine nicht!“ Und zu dem Todten sagte Er: „Stehe auf!“ — und da ward er gleich wieder lebendig, und stand auf. Und der

Sohn Gottes führte ihn nun zur erstaunten Mutter hin, und sie freute sich unbeschreiblich.

„Allein die Menschen glaubten es Ihm doch nicht, daß Er der Sohn Gottes sei, und daß der Vater im Himmel Ihn in die Welt geschickt habe. Sie konnten es nicht leiden, daß Er immer sagte, sie seien böse, und sie sollten gut werden. Da machten sie denn ein großes Holz zusammen, gerade so wie das kleine, das ich hier in der Hand habe. Man nennt es ein Kreuz! Dann bohrten sie Nägel — die ungefähr den Dornen gleichen, aber viel größer und härter sind — durch seine Hände und Füße, und hefteten Ihn so mit ausgestreckten Armen an das Kreuz. Da lief das Blut aus den Wunden, und Er mußte sterben. Sie aber lachten noch dazu über Ihn, und spotteten Ihn nur aus. Und doch hatte Er keinem Menschen ein Leid gethan, und es mit Allen so gut gemeint, und Allen geholfen, die sich von Ihm wollten helfen lassen!“

„O, die bösen, bösen, abscheulichen Menschen!“ rief Schmerzenreich. „Aber litt denn das der Vater im Himmel, und schlug Er nicht mit seinen Blitzen darein? Ich an seiner Stelle hätte Alle todt geschlagen!“

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter, „der Sohn Gottes betete für sie zu dem Vater. „Vater!“ sprach Er, „verzeih es ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!“ Ja, aus lauter Liebe hat Er sogar auch für diese bösen Menschen, so wie für uns Alle, sein Leben dahin gegeben. Er starb, um alle Menschen selig zu machen. Wenn Er uns nicht so bis in den Tod geliebt hätte, so könnte kein Mensch das ewige Leben erlangen — du und ich auch nicht. Auch aus Liebe zu uns Beiden erblaßte und starb Er am Kreuz!“

Der gute Knabe saß unbeweglich da, und horchte hoch auf, und die hellen Thränen liefen ihm über seine rothen Wangen herab. Denn da er dieses Alles das erste Mal hörte, so machte es einen desto tiefern Eindruck auf ihn, und rührte ihn unbeschreiblich. „O der gute, gute Gottessohn!“ sagte er, und wischte sich mit dem Rehfellchen, das er an hatte, die Thränen ab. „Ist Er aber jetzt auch in dem Himmel?“

„Ja, liebes Kind!“ sagte die Mutter. „Sein Leib lag nun wohl todt da. Man legte Ihn in eine Felsenhöhle, die ungefähr dieser hier glich, die wir bewohnen, und wälzte ein großes Felsenstück vor den Eingang der Höhle. Aber denk'

nur, ehe drei Tage vergingen, da kam Er wieder lebend aus der Höhle hervor. Einige wenige Menschen waren doch nicht so böse, wie die übrigen. Sie hatten ihm Gehör gegeben, und sich gebessert. Diese hatten Ihn sehr lieb gehabt, und viel über seinen Tod geweint. Zu diesen ging Er nun hin. O, da hatten sie eine große Freude, als sie Ihn wieder sahen! Er sagte ihnen aber, daß Er nun wieder zu seinem Vater heimgehe in den Himmel. Alle waren darüber sehr traurig. Allein Er sagte: „Weinet nicht, und laßt euch das Herz nicht schwer werden! seht, droben, wo mein Vater wohnt, da ist Raum genug für euch. Ich gehe jetzt nur hin, und bereite euch indessen einen Platz Thut nur, was Ich euch gesagt habe, dann kommt ihr einst Alle auch dahin, wo Ich bin. Ich werde euch wiedersehen, und dann wird eure Freude vollkommen sein, und Niemand wird sie euch mehr nehmen können. Aber auch auf Erde noch werde Ich — ob ihr Mich gleich nicht sehen werdet — dennoch unsichtbar immer nahe bei euch sein, bis an das Ende der Welt.“ Er segnete sie nun noch, und schwebte dann vor ihren Augen immer höher und höher zum Himmel hinauf, bis ihn endlich eine goldene Wolke ihren Blicken verbarg.“

„O, das muß schön gewesen sein!“ sagte der Knabe. „Aber weiß Er jetzt auch noch etwas um uns? Weiß Er, daß wir hier in dieser Wildniß leben, und werden wir Ihn im Himmel einst sehen?“

„Freilich!“ sagte die Mutter. „Er sieht uns überall, und wo wir nur sind, da ist Er bei uns. Er liebt uns, und gibt uns gute Gedanken in das Herz, und hilft uns dazu, daß wir ganz gut werden und einmal in den Himmel kommen können. Denn sieh, liebes Kind, du bist nun wohl ein guter Knabe, und hast mir schon viele Freude gemacht. Aber recht und ganz gut bist du doch noch lange nicht. Das kannst du, wenn du nur ein wenig Acht geben willst, alle Augenblicke an dir merken. Sieh, du hättest wohl nicht so für die Menschen gebetet, wie der Sohn Gottes, wenn sie dich umgebracht hätten. Du hast ja den Augenblick erst gesagt: Du würdest Alle todt geschlagen haben, wenn du nur die Macht dazu gehabt hättest. Da siehst du nun schon, daß du noch lange nicht so gut und so liebevoll bist, wie der Sohn Gottes. Und so gut und so liebevoll, wie Er, müssen wir werden, wenn wir seinem himmlischen Vater und Ihm wohl gefallen, und einst in den Himmel kommen wollen. Und eben dazu, daß wir so gut

und so liebevoll werden, wie Er, will uns der Sohn Gottes helfen! Deßwegen kam Er in die Welt, und starb für uns am Kreuze.

„Und nun, lieber Schmerzenreich, begreifst du wohl, warum ich dieses kleine Kreuz hier immer in der Hand halte. Es erinnert uns ja an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze litt und starb! Es ermahnt uns, daß auch wir durch Leiden und Sterben — was man deßhalb auch ein Kreuz nennt — in den Himmel kommen müssen. Und deßhalb ist mir dieses einfache Zeichen so lieb und werth!

„Ach, liebstes Kind!“ fuhr sie fort, und blickte ihn mit weinenden Augen an. „Ich habe nichts, das ich dir zum Andenken geben könnte, als dieses arme Holz. Aber wenn ich nun todt sein werde, so nimm du es aus meinen kalten, erstarrten Händen, und bewahre es wohl auf. Schäme dich nicht, lieber Sohn, wenn du einst groß und reich sein wirst, dieß arme Andenken deiner Mutter an dem besten Orte deiner künftigen, prächtigen Wohnung aufzustellen! Denke, so oft du es erblickest, an Denjenigen, der einst aus Liebe zu dir an einem Kreuze starb — und gedenke dann auch an deine Mutter, die mit diesem Kreuze in der

Hand jetzt stirbt! Nimm dir dann allemal vor, fromm und gut zu sein, rein und schuldlos zu leben, die Menschen zu lieben, ihnen Gutes zu thun, und selbst das Leben für sie zu geben, wenn ihnen damit gedient ist — und solltest du auch voraussehen, daß sie dir nicht einmal dafür danken werden! O dann, wenn du beim Anblick dieses Kreuzes dir dieß Alles nicht nur vornimmst, sondern es auch thust — dann ist dieses arme Erbtheil, das deine Mutter dir hinterläßt, mehr werth, als die große, reiche Erbschaft, die du von deinem Vater zu erwarten hast!"

Von dem längern Reden war Genovefa so schwach geworden, daß sie nun wieder lange ruhen und schweigen mußte.

„Ach!" fing sie nach einer Zeit wieder an, „wenn du nur glücklich zu deinem Vater kommst! Denn der Weg dahin, durch die schauerliche Wüste, durch den dicken, undurchdringlichen Wald, über steile Felsen und tiefe Abgründe, ist für dich armes, schwaches Kind, freilich hart und rauh, sehr weit und höchst gefährlich! Aber Gott wird dir schon durchhelfen, daß du bei deinem Vater, den Er dir hier auf Erde gab, glücklich ankommest — wie Er ja uns Allen durch die

weit gefahrvollere Wüste der Welt durchhelfen muß, damit wir einst bei Ihm, dem wahren und einzigen Vater unser Aller, unserm Vater im Himmel, glücklich anlangen, und sein Angesicht sehen! — Vergiß auch nicht, ein paar Kürbißflaschen voll Milch mitzunehmen, damit du unter Wegs nicht verschmachtest. Nimm auch den Baumast dort zu dir, dich gegen wilde Thiere zu vertheidigen. Ach, armes Kind! du bist freilich schwach. Allein Gott, unter dessen Schutze ich, als ein schwaches Weib, den grimmigen Wolf besiegte, wird auch dein Schutz gegen wilde Thiere sein. Wer Ihm vertraut, der wandelt kühn über Schlangen und Nattern, und zertritt Löwen und Drachen unter sich."

Als die Abenddämmerung anbrach, nahm ihre Schwäche sehr überhand. Sie athmete so hart, daß ihr der heiße Schweiß ausbrach. Da faßte sie alle ihre Kräfte zusammen, setzte sich auf ihrem Lager von Moos auf, blickte den Knaben, der neben ihr saß, ernst und wehmüthig an, und sagte mit einer seltsam bewegten, feierlichen Stimme, über die der Knabe erschrack: „Schmerzenreich! kniee nieder, daß ich dich noch segne, wie meine Mutter mich auch noch gesegnet hat, ehe ich von

ihr schied! Ich glaube, mein Ende ist nicht mehr ferne!“ Der arme Knabe kniete schluchzend nieder, neigte sein wehmüthiges Gesichtchen gegen die Erde, und hob die kleinen zitternden Händchen andächtig empor. Genovefa legte ihre Hand auf sein lockiges Haupt, und sagte tiefgerührt und mit großer Andacht: „Gott segne dich, mein Sohn, und Jesus Christus sei mit dir, und sein Geist leite und regiere dich, damit du ein guter Mensch werdest, und nie — nie etwas Böses thuest, und ich dich im Himmel dereinst wieder sehen möge!“ Sie bezeichnete ihm nun noch Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze, und schlang den Arm um ihn, und küßte ihn, und sagte noch einmal: „O Schmerzenreich! wenn du jetzt zu den Menschen kommest, und ihre bösen Beispiele siehest, so werde mir doch kein böser Mensch! Und wenn du einst in Glanz und Reichthum leben wirst, so vergiß deiner armen Mutter

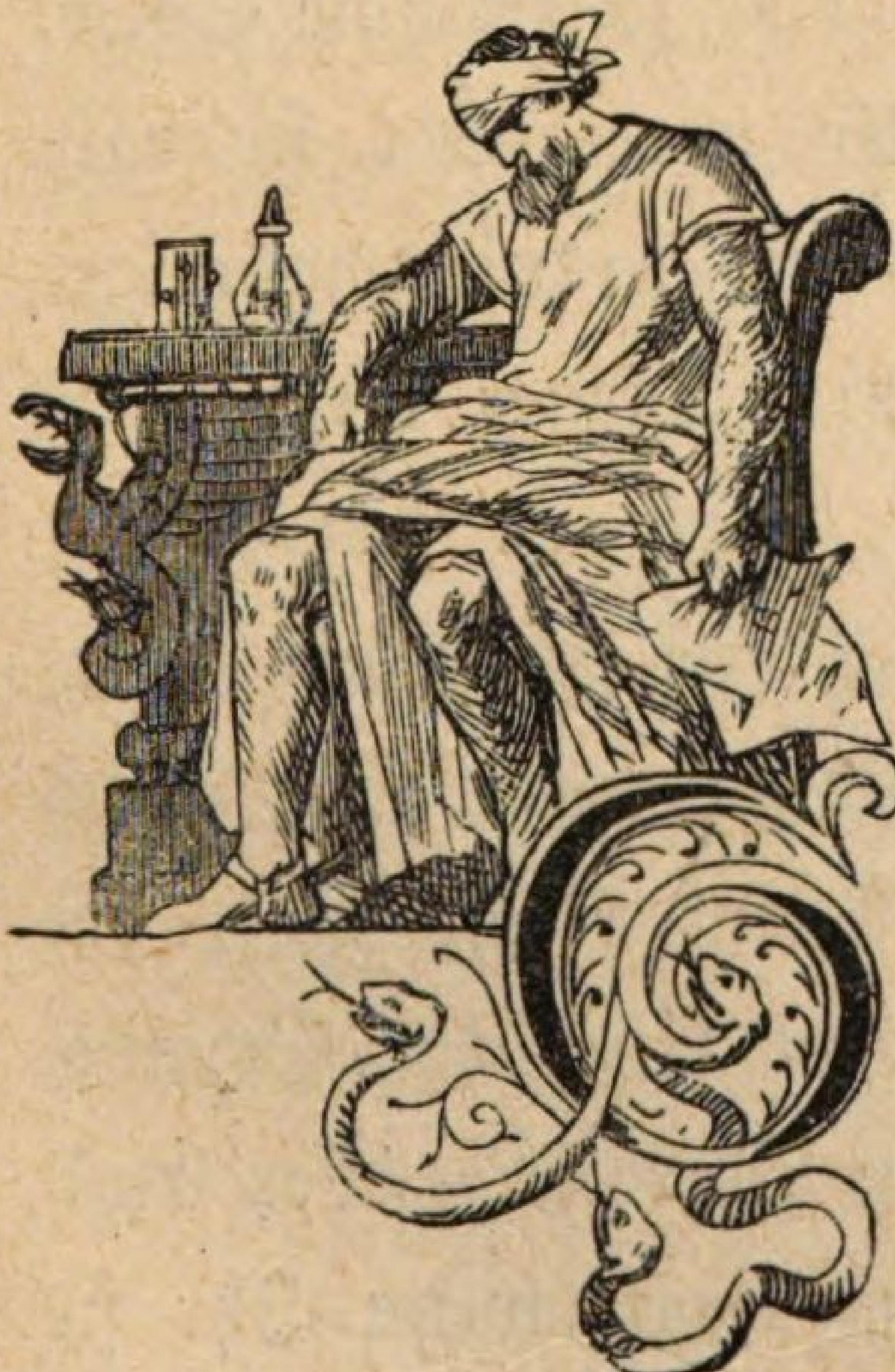


nicht! Ach, wenn du dieser meiner Liebe zu dir — und dieser meiner Mutterthränen — und meiner letzten Worte — der Worte deiner sterbenden Mutter! — je vergessen und böse werden könntest: o so würdest du in jener Welt ewig von mir getrennt werden! O Schmerzenreich, bleibe gut!" — —

Sie konnte nicht mehr weiter reden — sank zurück auf ihr Krankenlager — schloß die Augen — und Schmerzenreich wußte nicht, ob sie nur schlummere oder wirklich todt sei! — Er kniete weinend und schluchzend neben ihr, und betete immer: „O Gott, laß sie nicht sterben! O Jesus Christus, wecke Du sie wieder auf!" — —

Vierzehntes Kapitel.

Grafen Siegfrieds Trauer um seine Gemahlin Genovefa.



Graf Siegfried lag damals, als er auf Golo's Anklage in der ersten Aufwallung des Zorns das unglückliche Todesurtheil über Genovefa unterzeichnete, in seinem Kriegszelte an einer empfangenen Wunde krank darnieder. Sein alter Kriegsgefährte und Stallmeister, Namens Wolf, war eben viele Meilen

weit vom Lager entfernt, und hielt mit seinen Reitern einen engen Gebirgspaß besetzt. Als Wolf abgelöset wurde, zurückkam, und in das Zelt des Grafen hineintrat, um sich nach dem Befinden seines Herrn zu erkundigen, da erzählte ihm der Graf sogleich Alles, was indeß vorgegangen war. Der alte, ehrliche Diener erschrack, daß er erblaßte. „O lieber Herr," sagte er, „was habt Ihr gethan? Eure Gemahlin ist gewiß unschuldig. Dafür verpfände ich meinen alten grauen Kopf. Glaubt mir, eine so fromme Seele, eine so gut erzogene Tochter wird nicht so bald schlimm. Aber Euer Golo ist ein nichtswürdiger Schurke. Haltet einem alten Diener dieß Wort zu gut. Ich weiß wohl, daß er durch sein beständiges Schmeicheln sich tief in Euer Herz eingeschlichen hat. Aber glaubt mir: Wer Euch immer lobt und Euch zu Allem Recht gibt, der ist Euer Feind. Er verachtet Euch im Grunde, und sucht nur seinen eigenen Vortheil. Wer Euch aber die Wahrheit auch dann sagt, wenn Ihr sie nicht gerne hört, der ist Euer Freund. Gebt mir daher Gehör, lieber Herr, und nehmt Euer übereiltes Urtheil auf der Stelle zurück. — Gott im Himmel, wie weit ist's mit meinem guten Herrn

gekommen! Den geringsten Eurer Unterthanen zu verurtheilen, ohne ihn verhört zu haben, würdet Ihr für das größte Verbrechen halten — und jetzt habt Ihr sogar Eure gute fromme Gemahlin ohne alles Verhör verurtheilt! O werdet Eurem unseligen, schnellen Zorn doch einmal Meister! Ihr habt ihn noch allemal zu bereuen gehabt; dieses Mal aber — ich fürchte, ich fürchte! — hat er ein großes Unglück angerichtet."

Der Graf gestand, daß er sich übereilt habe, zweifelte aber immer noch, wer der schuldige Theil sei, seine Gemahlin Genovefa, oder sein Liebling Golo. Denn Golo's Brief war ein solches schlau ersonnenes Gewebe von Lügen, und der Bote, den Golo zu dieser Botschaft ausgesucht hatte, war ein solcher ausgelernter Betrüger, und wußte Alles mit einem solchen Anschein von Ehrlichkeit zu bestätigen, daß der eifersüchtige Graf ganz verblendet wurde. Indeß schickte er nunmehr auf der Stelle einen zweiten Boten an Golo ab, mit dem Befehle, seine Gemahlin Genovefa bis zu seiner Zurückkunft auf ihrem Zimmer zu verwahren, ihr aber durchaus kein Leid zuzufügen, und ihr nicht das Geringste abgehen zu lassen. Er gab dem Boten sein bestes Pferd, und gebot

ihm mit dem größten Nachdrucke, zu eilen und so schnell zu reiten, als das Pferd es nur immer aushalten könne. Auch versprach er ihm eine große Summe Geldes, wenn er noch zu rechter Zeit auf Siegfriedsburg eintreffen, und von da eine befriedigende Antwort zurückbringen würde.

Während der Bote sich auf der Reise befand, ward der Graf von Tag zu Tag schwermüthiger. In der einen Stunde war es ihm ausgemacht, Genovefa sei unschuldig; in der andern meinte er wieder, es sei unmöglich, daß Golo, dem er so viel Gutes gethan hatte, ihn so schrecklich belügen könne. So ward sein Herz beständig von Ungewißheit und giftigen Zweifeln gefoltert. Zehnmal des Tages schickte er seinen treuen Wolf hinaus vor das Lager, zu sehen, ob doch der Bote noch nicht zurückkomme; und ganze Nächte hindurch konnten seine Augen keinen Schlaf mehr finden. Endlich kam der Bote, und brachte die Nachricht, Genovefa mit ihrem Kinde sei zu Nacht heimlich im Walde hingerichtet worden, wie es der Graf befohlen habe. Dem guten Grafen war es nicht anders, als würde ihm sein eigenes Todesurtheil gesprochen — und er versank in stumme Trauer. Der alte ehrliche Wolf eilte,

um seine hervorströmenden Thränen vor dem Grafen zu verbergen, schnell aus dem Zelte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und jammerte laut. Alle Reiter des Grafen versammelten sich um Wolf, verwünschten den Golo, und schwuren, den Bösewicht, sobald sie nach Hause kommen würden, in Stücke zu zerhauen.

Der Graf lag über Jahr und Tag an seiner Wunde krank; denn die Unruhe und der nagende. Wurm in seinem Herzen verzögerte die Heilung Sobald er so weit hergestellt war, daß er wieder zu Pferd sitzen konnte, bat er um seinen Abschied. Da die Mohren bereits auf's Haupt geschlagen waren, und man von ihnen wenig mehr zu fürchten hatte, so entließ ihn der König. Der Graf brach daher mit seinem treuen Wolf und seinen tapfern Kriegern sogleich auf, und ritt der geliebten Heimath zu.

Als er eines Abends spät bei dem ersten Dörflein seiner Grafschaft anlangte, kamen die guten Leute — Männer, Weiber und Kinder — sogleich alle aus ihren Häusern und Hütten hervor, erhoben einen allgemeinen Jammer, und riefen ihm entgegen: „O bester, gnädiger Herr! Ach das erschreckliche Unglück! Ach die gute Gräfin!

Ach der gottlose Golo!“ Der Graf stieg ab, grüßte Alle freundlich, bot ihnen die Hand, und fragte nach Allem, was während der Zeit, da er im Krieg war, sich zu Hause zugetragen habe. Da hörte er von Genovefa nichts als Gutes und von Golo nichts als Böses.

Unmuthsvoll und mit erschrockenem Herzen ritt er weiter, um noch in derselben Nacht Siegfriedsburg zu erreichen. Schon in weiter Ferne sah er alle Fenster des Schlosses beleuchtet. Als er näher kam, und den Schloßberg hinaufritt, hörte er eine rauschende Musik. Golo hielt mit seinem Anhange eben eine Freudenmahlzeit. Denn er hoffte sicher darauf, der Graf werde an seiner schweren Wunde sterben. Er betrachtete sich schon als den Herrn der ganzen Grafschaft, und suchte durch beständige Zerstreuung und durch lärmende Lustbarkeiten sein böses Gewissen zum Schweigen zu bringen. Allein, wenn er so an der prächtigen Tafel oben an saß, da sagte von den Bedienten, die die Speisen auftrugen, mancher heimlich zum Andern: „Du, wenn unser guter Graf stirbt, so bringt's der schlaue Golo bei den gegenwärtigen, unruhvollen Zeiten gewiß durch, und wird unser Herr. Ich möchte aber doch nicht an seiner Stelle

sein.“ „Da hast du Recht!“ sagte der Andere. „Er hat keine rechte Freude, und es schmeckt ihm nichts. Er sitzt gerade da, wie der arme Sünder am Henkersmahl. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, und den Lohn, den er in der andern Welt zu gut hat, nicht mit ihm theilen.“

Als der Graf mit seinen Kriegern an dem Schloßthore angekommen war, befahl er den Trompetern, das Zeichen zu geben, daß er da sei. Der Wächter auf der Zinne des Thurmes antwortete mit seiner Trompete. Golo und alle seine Gäste droben im Saale sprangen von den Sesseln auf. Der Ausruf: „Der Graf! Der Graf!“ hallte durch das ganze Schloß. Golo, der eher den Tod, als den Grafen erwartet hatte, kam eilends mit einer angezündeten Fackel herunter, und hielt dem Grafen, der noch nicht abgestiegen war, ganz demüthig das Pferd. Der Graf blickte ihn lange ernst und fest an, ohne ein Wort zu sprechen, und Golo stand so bleich und zitternd da, wie ein Uebelthäter vor seinem Richter. Sein böses Gewissen blickte ihm deutlich aus den scheuen Augen, und die ganze Unglücksgeschichte stand gleichsam wie mit großen Buchstaben, in seinem Gesichte geschrieben. Mit wankenden, ungewissen Schritten ging er vor

seinem Herrn her, ihm die Wendeltreppe hinauf zu leuchten, und seine Hand zitterte so heftig, daß er kaum die Fackel zu halten vermochte. Der Graf sah im ganzen Schloße nichts als Verschwendung und Wohlleben, Unordnung und Verwirrung. Ueberall begegneten ihm fremde, erschrockene Gesichter, von Leuten, die Golo in seine Dienste genommen hatte; und die wenigen alten Diener des Grafen, die noch übrig waren, begrüßten ihn mit weinenden Augen. Da der Graf in den großen Rittersaal getreten war, legte er Helm und Schwert auf den Tisch, forderte dem Golo die Schlüssel der Burg ab, trug seinem treuen Wolf auf, die Burgthore wohl verwahren zu lassen, damit Niemand entrinne, gebot den Dienern, seine müden Krieger gut zu verpflegen, und winkte dann Allen schweigend mit der Hand, sich zu entfernen.

Der erste Gang des Grafen war hierauf zum Zimmer seiner Gemahlin. Golo hatte es sogleich nach ihrer Gefangennehmung verschlossen, und es, weil ihm sein böses Gewissen das nicht zuließ, seitdem nicht mehr betreten. Alles war noch gerade so, wie an jenem Morgen, da Genovefa es verließ. Da stand noch die Stickrahme, in der ein halb

vollendeter, mit Perlen durchschlungener Lorbeerkranz die Inschrift umschloß: „Dem zurückkehrenden Helden Siegfried, seine treue Gemahlin Genovefa.“ Dort lag noch ihre Laute über einem Buche voll schuldloser, frommer Lieder, von denen sie mehrere selbst auf die Abwesenheit ihres Gemahls gemacht hatte. Er fand mehrere Aufsätze von Briefen an ihn, voll der edelsten Gesinnungen, voll Liebe und Treue gegen ihn, von denen er aber keinen erhalten hatte. Sie sagte darin, wie sie täglich für ihn bete, daß Gott ihn unverletzt aus den blutigen Schlachten zurückführen möge; wie sie sich darauf freue, ihm mit einem Sohne oder einer Tochter auf den Armen entgegen zu kommen; wie sie um ihn so bekümmert sei, und so oft weine; und wie ihr sein beständiges Stillschweigen so viele schlaflose Nächte mache. Denn wie Golo keinen von ihren Briefen an den Grafen abgesendet hatte, so hatte er auch alle Briefe des Grafen an sie aufgefangen und unterschlagen.

Der bestürzte Graf saß noch um Mitternacht mit verschlungenen Armen und voll stummen Schmerzens in einem Lehnsessel, und bemerkte es nicht einmal, daß die Kerze schon weit hinabgebrannt und am Erlöschen sei. Da kam Bertha, jenes

treue Mädchen, herein, und brachte ihm den Brief, den Genovefa im Gefängnisse geschrieben hatte.



Sie zeigte ihm auch die wohlbekannte Perlenschnur, und erzählte ihm unter tausend Thränen, wie viel Gutes Genovefa ihr in ihrer Krankheit gethan hatte, und was sie in der Nacht, bevor sie zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, noch Alles gesagt habe. Da löste sich der stumme Schmerz des Grafen in Thränen auf. Bertha's Erzählung, besonders aber der Brief, war ihm der redendste Beweis von Genovefa's Unschuld. Er weinte so heftig, daß ihm das Gesicht verging, und Genovefa's Brief von Thränen ganz durchnäßt wurde. Er seufzte mehrmal so tief aus der Brust, als wollte er seine Seele aushauchen: „O Gott! O Gott! O Genovefa! Dich, dich, dich konnte ich morden! Dich und meinen Sohn! O ich unseligster aller

Menschen!“ Wolf, sein treuer Freund und Diener, der auf seine Klagen herbeikam, versuchte vergebens ihn zu trösten.

Nachdem der Graf lange schmerzlich geweint hatte, fuhr er plötzlich auf, forderte sein Schwert, und wollte den Golo umbringen. Wolf hielt ihn zurück, und stellte ihm vor, daß er auch den Golo nicht ungehört verurtheilen dürfe. Da befahl der Graf, den Golo noch in der Nacht zu ergreifen, ihn in Eisen und Bande zu schlagen, und ihn in das nämliche Gefängniß zu werfen, in dem Genovefa so lange geschmachtet hatte. Auch alle Diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, ließ er, bis auf weiteres, festsetzen. Die Soldaten vollzogen den Befehl mit Vergnügen. Am andern Morgen befahl der Graf, den Golo ihm vorzuführen. Bis man ihn brachte, las er Genovefa's Brief noch einmal. Die Worte: „Verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe; wegen meiner soll kein Tropfen Blut vergossen werden!“ gingen ihm tief zu Herzen. Als Golo hereingebracht wurde, blickte der Graf mit seinen verweinten Augen ihn wehmüthig an, und sagte mit sanfter Stimme: „Golo, was habe ich dir gethan, daß du diesen Jammer über mein Haupt brachtest? Was hat dir meine

Gemahlin, was hat dir mein Sohn gethan, daß du sie mordetest? Du kamst als ein armer Knabe in dieses Schloß, und genossest hier nur Gutes — warum vergiltst du es nun so?“ Golo hatte geglaubt, der Graf werde toben und wüthen. Diese unerwartete Sanftmuth aber brach ihm das Herz. Er fing laut an zu weinen, und rief: „Ach, eine unselige Leidenschaft verblendete mich! Eure Gemahlin ist schuldlos wie ein Engel des Himmels; ich war der Teufel, der sie verführen wollte. Da sie mir kein Gehör gab, wurde ich wie rasend, suchte mich an ihr zu rächen, und zugleich mein eigenes Leben zu sichern. Ich fürchtete, wenn sie Euch die Wahrheit sagte, würdet Ihr mich umbringen. Deßhalb kam ich ihr zuvor, und klagte sie bei Euch falsch an.“ Dem Grafen gewährte es doch einigen Trost, daß selbst Golo die Unschuld Genovefa's bezeugen mußte, und er winkte mit der Hand, ihn wieder in das Gefängniß abzuführen, verbarg dann sein Angesicht in sein weißes Tuch, weinte sich satt, und verwünschte seinen Jähzorn in die unterste Hölle.

Der Graf war von nun an immer so schwermüthig, daß man für sein Leben fürchtete. Sein Schmerz grenzte bisweilen an Wahnsinn. Die

benachbarten Ritter, die indeß auch aus dem Felde nach Hause gekommen und seine guten Freunde waren, besuchten ihn sehr oft, ihn zu trösten. Allein der Graf saß da, und wollte keinen Trost annehmen. Immer hielt er sich in Genovefa's Zimmer auf, und ging sonst nirgends mehr hin, als in seine Schloßkapelle. Eine seiner größten Angelegenheiten war es, Genovefa's Grab aufsuchen zu lassen, um dort zu weinen, und dann ihren Leichnam ehrenvoll begraben zu lassen. Allein Niemand wußte das Grab zu finden; denn die zwei Männer, die sie zum Tod hinausgeführt hatten, waren bald darauf verschwunden, und Niemand konnte sagen, wo sie hingekommen waren. Da ordnete der Graf in der Kirche zu Siegfriedsburg eine prachtvolle Gedächtnißfeier ihres Todes an. Er und alle seine Diener, alle Ritter und ihre Frauen aus der Nähe und Ferne erschienen dabei in der tiefsten Trauer. Auch eine solche unzählige Menge Volkes fand sich dabei ein, daß die Kirche kaum den zehnten Theil davon fassen konnte. Der Graf ließ auch reichliches Almosen unter die Armen austheilen, und in der Kirche ein Denkmal mit einer goldenen Inschrift errichten, die Genovefa's trauervolle Geschichte noch der Nachwelt erzählen sollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Siegfrid findet seine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergingen Jahre, bis der Graf sich bereden ließ, nur wieder aus seinem Schloße zu gehen. Und dann auch mußte sein treuer Wolf ihn dazu gleichsam nöthigen. Seine Freunde, die Ritter, mußten Alles aufbieten, ihn auch nur ein wenig zu erheitern. Der Eine gab eine große Mahlzeit, und ein trefflicher Harfenspieler mußte sich dabei hören lassen, und tröstende Lieder singen. Ein Anderer stellte allerlei Ritterspiele, Pfeilschießen und Ringstechen an. Ein Dritter lud ihn zu einer Jagd ein. Diese letztere Art von Vergnügen, die der Graf von Jugend auf sehr geliebt hatte, schien am meisten geschickt, seine Schwermuth zu zerstreuen.

Da die Ritter das merkten, jagten sie sehr oft, bald Hirsche und wilde Schweine, bald Wölfe und Bären, wovon es damals in Deutschland sehr viele gab; und der Graf mußte allezeit mit auf die Jagd.

Auf Wolf's Zureden gab der Graf nun auch einmal ein großes Jagen, und bat alle Ritter, dabei zu erscheinen. Es war gegen Ende des Winters. Der nächste heitere Tag, an dem es einen neu gefallenen Schnee haben würde, ward dazu bestimmt. Eine ungeheure große Eiche, an einer Ecke des Waldes, wurde zum Versammlungsplatze ausersehen. Der Tag kam, und mit dem Anbruch der Morgenröthe zog der Graf, von einem zahlreichen Gefolge von Dienern begleitet, aus. Alle waren zu Pferde, und noch viele Leute mit Packpferden, schwerbeladenen Maulthieren, und mit Jagdhunden folgten ihnen. Alle eingeladenen Ritter trafen richtig bei der großen Eiche ein. Die Waldhörner hallten freudig und muthig durch den Wald. Die Jagd fing an, und Ritter und Knechte jagten sehr eifrig. Eine Menge Hirsche und Wildschweine wurde erlegt. Der Graf stieß auf ein Stück Wild, das er mit seinem Wurfspieße verfehlte. Er setzte ihm zu Pferd nach.

Das Thier floh über steiles Felsengestein und durch Dornen und Sträuche, und versteckte sich endlich — in Genovefa's Höhle. Denn es war eben die treue Hirschkuh, von deren Milch Genovefa und ihr Sohn sich schon so lange ernährt hatten.

Da der Graf hier nicht mehr weiter reiten konnte, stieg er ab, band sein Pferd an eine Tanne, verfolgte die Spur des Thieres in dem neugefallenen Schnee, und kam zur Höhle. Er schaute hinein, und erblickte zu seinem Erstaunen in der Tiefe der dunkeln Höhle eine abgezehrte, menschliche Gestalt mit todtbleichem Angesicht. Es war Genovefa, die ihre schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber so matt und entkräftet war, daß sie in dieser Wildniß sich nie mehr würde erholt haben. Beinahe an jedem Morgen glaubte sie, sie werde den Abend nicht mehr erleben.

„Wenn du ein Mensch bist," rief der Graf in die Höhle hinein, „so komm heraus an das Tageslicht!" Genovefa kam heraus, — in das Schaffell eingehüllt, die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt, mit bloßen Armen und Füßen, zitternd vor Frost, und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du, und wie kommst du hieher?"

rief der Graf, indem er bestürzt einen Schritt zurückwich. Denn er kannte sie nicht mehr. Sie aber hatte ihn sogleich auf den ersten Blick erkannt.

„Siegfried!“ sagte sie mit schwacher Stimme,



„ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurtheilt hast. Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!“

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerschlag. Er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Da er vor Schwermuth öfter wie von Sinnen war, und sich jetzt in diesem abgelegenen, schauerlichen Thale, tief im Walde, von allen seinen Leuten weit entfernt und

ganz allein sah, so meinte er, er sähe — Genovefa's Geist.

„O," rief er mit herzdurchdringender Stimme, „du abgeschiedener Geist meiner Gemahlin! kommst du zurück, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Ward die entsetzliche Mordthat auf diesem Boden hier verübt, und haben sie deinen entseelten Leichnam in diese Höhle da begraben? Ja, so ist es, und dein Leichnam wendet sich in dem Grabe um, da ich den Boden betrete, den ich mit deinem Blute gefärbt habe; und dein Geist erscheint unwillig darüber, daß dein Mörder sich deiner friedlichen Grabstätte nähere! O kehre zurück, kehre zurück, seliger Geist — mein Gewissen foltert mich schon genug! — kehre zurück in die Wohnungen des Friedens und bete für mich — für einen armen Mann, der auf Erde keinen Frieden mehr hat! Oder erscheine mir nicht in so kläglicher Gestalt; erscheine mir als ein verklärter Engel, und sage mir, du habest mir verziehen!"

„Siegfried," sagte Genovefa weinend, „liebster Gemahl! ich bin kein Geist! Ich bin wirklich deine Genovefa, deine Gemahlin. Ich lebe noch! Die guten Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont!"

Der Graf war aber von Schrecken und Entsetzen noch immer ganz betäubt. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und er vernahm ihre Worte kaum. Er sah sie noch immer mit starren Blicken an, und glaubte noch immer einen Geist zu sehen.

Genovefa nahm ihn freundlich bei der Hand. Allein er zog seine Hand zurück, und rief mit bebender Stimme: „O laß mich! laß mich! Deine Hand ist ja kalt wie Eis. Oder ja! zieh mich mit dieser deiner kalten Todeshand zu dir hinab in das Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben ist für mich das Beste!"

Genovefa sagte noch einmal: „Siegfried! liebster, bester Gemahl!" und blickte ihn dabei so liebreich und freundlich an, wie ein Engel des Himmels. „Kennst du denn deine Genovefa nicht mehr! Sieh, ich bin es wirklich! Sieh mich doch nur recht an: Fühle da meine Hand! Schau da den Ring an meinem Finger, den ich noch von dir habe! O komm doch zu dir selbst! O Gott, befreie Du ihn von dieser entsetzlichen Einbildung!"

Endlich kam er von seinem Entsetzen zurück, und erwachte wie aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es!" rief er, und fiel ihr wie zernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange

auf ihrer abgehärmten Gestalt, und er konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. „Du also,“ rief er, „du, du bist meine Gemahlin! Du bist jene lieblich blühende Genovefa! Und nun in diesem Elende! Und von mir in dieses Elend verstoßen! O, ich bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trage! Ich darf mein Auge nicht zu dir erheben! O, kannst du mir verzeihen?“

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe nie auf dich gezürnt! Ich liebte dich immer! Ich wußte es ja, daß du betrogen wurdest. O, steh auf, und komm in meine Arme! Sieh, ich weine ja vor Freude, dich wieder zu sehen.“

Der Graf aber getraute sich kaum, sie anzusehen. „Und du machst mir keine Vorwürfe!“ sagte er. „Du gibst mir nicht einmal ein einziges böses Wörtchen! O du Engel des Himmels, du sanfte, himmlische Seele! O was habe ich gethan, dich! — dich! so zu beleidigen.“

Genovefa sprach: „Sei doch einmal ruhig, Siegfried! Nimm Alles als eine Schickung Gottes. Er hat es so gefügt. Es war mir gut, daß ich in diese Wildniß kam. Reichthum und Glanz

hätten mich vielleicht verdorben; in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel."

Indem sie noch sprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als sein Rehfellchen um den Leib, und watete mit bloßen Füßen in dem Schnee, der an einigen Stellen dieses engen Felsenthales noch sehr tief lag. Unter dem Arme trug er einige frische tröpfelnde Kräuter, die er eben an der Quelle gepflückt hatte, und in der Hand hielt er eine Wurzel, von der er eben aß.



Als der Knabe den Grafen in der prächtigen, ritterlichen Kleidung, und mit dem hohen wallenden Federbusche auf dem Helme erblickte, erschrack er, und stand still. Er schaute seine Mutter an, sah die Thränen, die ihr reichlich über die blassen Wangen flossen, und schrie laut: „Mutter! wer ist dieß? Ist dieß etwa auch Einer von den bösen Menschen, und will er dich umbringen? Weine nicht," rief er, indem er jetzt auf seine Mutter zusprang.

„Ich lasse dir nichts geschehen. Eher soll er mich umbringen, als daß er dir ein Leid zufüge.“

Genovefa sagte freundlich: „O lieber Sohn! fürchte ihn nicht! Sieh ihn doch an, und küsse ihm die Hand. Er thut dir nichts zu Leid. Er ist dein lieber, guter Vater. Sieh, er weint über unser Elend. Gott hat ihn hergeschickt, daß er uns davon erlöse, und uns mit sich nach Hause nehme!“

Der Knabe wandte sich und blickte auf. Er war mit seinen krausen, schwarzen Locken, der edlen Stirn, den großen funkelnden Augen, der schön gebogenen Nase und dem wohlgebildeten Munde das lebendige Ebenbild des Grafen. Als der Graf den holden, blühenden Knaben erblickte, ward er hoch erfreut, zugleich aber über den armseligen Anzug des lieblichen Kindes von dem innigsten Mitleid durchdrungen. Sein ganzes Herz entbrannte von väterlicher Liebe zu diesem seinen Kinde. „O mein Sohn!“ rief er, „mein liebster Sohn! O komm in meine Arme!“ Er küßte den Knaben, und nahm ihn auf den Arm, und umschlang mit dem andern Arme Genovefa, und blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel, und sprach: „O Gott! das ist der Seligkeit zuviel

für mein armes Herz, wider alles Hoffen und Denken mit einem Male — hier mein liebes Kind das erste Mal zu sehen — und hier mein liebes Weib, mir wie vom Tode zurück gegeben, wiederzusehen!" Genovefa faltete die Hände fest zusammen, blickte fromm zum Himmel, und sagte: „Ja, o Gott! Du bist unendlich reich im Geben, und weißt dem menschlichen Herzen durch Einen Augenblick den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir sei Dank!" Auch der holde Knabe, der seine Eltern so gerührt beten sah, hob ungeheißen die kleinen Händchen zum Himmel, und wiederholte die Worte der Mutter: „Lieber Gott! Dir sei Dank!" Und alle drei blieben noch lange stillschweigend und unbeweglich in dieser Stellung, und nur ihr Herz sprach zu Gott, was keine Zunge auszusprechen vermag.

Endlich fing Genovefa an: „Leben meine Eltern noch? Geht es ihnen wohl in ihrem Alter? Wissen sie, daß ich unschuldig bin? Ach, schon sieben Jahre beweinen sie mich als todt, und bereits sieben Jahre habe ich nichts mehr von ihnen gehört!" Der Graf sagte: „Sie leben — sind wohl — und wissen deine Unschuld. Und wo möglich diese Stunde, sende ich einen Reitenden

mit der Freudenbotschaft an sie ab, daß du wieder gefunden seist.“ Genovefa blickte mit gefalteten Händen zum Himmel, und rief voll Freude und mit Thränen des Dankes in den Augen: „Nun, so sei denn gelobt, o Gott! Du hast mein Gebet erhört, und die geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt, und auch Das noch gewährt, was ich mir kaum zu wünschen getraute. Du hast meinen Gemahl aus dem Kriege zurückgeführt — Du hast meine Unschuld an den Tag gebracht — Du hast mich aus allen Leiden, aus Gefängniß und Tod errettet — Du hast mir den seligen Augenblick geschenkt, da ich mein liebes Kind seinem Vater zuführen konnte — und nun willst Du mich auch meine lieben Eltern noch einmal sehen lassen! Du bist die lautere Liebe!“

Hierauf führte Genovefa ihren Gemahl in ihre Höhle. Denn sie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Frost nicht mehr aushalten. Gebückt trat der Graf in die niedrige Höhle. Mit Wehmuth betrachtete er die rauhen Wände, das Lager von Moos, die etlichen Kürbißschalen und Binsenkörblein, die Genovefa's ganze Einrichtung ausmachten, und von ihrer großen Armuth zeugten. Mit frommer Rührung sah er

das kleine Kreuz an der Wand, und den Stein davor, der von Genovefa's Knieen glatt und ausgerundet war. Er schaute durch die Oeffnung der Höhle hinaus auf die steilen Felsen, die das enge Thal umschlossen, und auf die schwarzen Tannen, die noch voll Schnee hingen, und seine Thränen flossen auf's Neue. „O Genovefa," rief er, „durch welch' ein Wunder der Allmacht hat dich Gott in dieser schrecklichen Wildniß erhalten! Hat Er dir einen Engel des Himmels geschickt, der dich ernährte? — Ach," fuhr er wehmüthig fort, „sieben lange Jahre — ohne einen Bissen Brod — ohne Feuer im Winter — ohne ein warmes Bett — ohne ordentliche Kleidung — mit bloßen Füßen in dem tiefen Winterschnee — eine Herzogstochter, die auf Silber speiste, und aus goldenem Becher trank — die in Purpur gekleidet, und zur Winterszeit in das kostbarste Pelzwerk eingehüllt war — ach, es ist zu schrecklich! O welchen unaussprechlichen Jammer habe ich über dich gebracht! Und dennoch, abgezehrt von Kummer und Leiden, liebst du mich noch — du treue, gute Seele! O was ist es doch um gute Menschen!"

Genovefa suchte ihn zu beruhigen. Sie lächelte

mit der Heiterkeit eines Engels in ihrem blassen Gesichte und sagte: „Schweig doch, und sage doch kein Wort mehr davon, liebster Siegfried! Gott weiß es, ich hatte in dieser Wildniß auch viele Freuden! Und gibt's denn in den Palästen keine Leiden? Und littest du weniger als ich? Doch laß das gut sein," fuhr sie fort, um seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, „und sieh dafür deinen Sohn an. Sieh, seine Wange glühet wie Purpur. Bei ungekünstelter Nahrung und in Gottes frischer Luft wurde er gesund und stark. In unserem Schloße wäre er vielleicht verzärtelt worden, und würde blaß und elend aussehen, wie manche Kinder vornehmer Leute. Darum sei fröhlich und danke Gott."

Genovefa setzte sich nun auf den steinernen Sitz in der Höhle. Der Graf setzte sich zu ihr, und nahm den kleinen Schmerzenreich auf den Schooß. Sie erzählte ihm, wie wunderbar Gott sie und ihren Sohn erhalten habe, von dem Augenblicke an, da die Hirschkuh zuerst zu ihr in die Höhle kam, bis zu dem Augenblicke, da das gute Thier, von dem Grafen verfolgt, hier eine Zuflucht suchte. Der Graf hörte mit der größten Aufmerksamkeit und der innigsten Theilnahme zu,

und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar bist Du, o Gott, in Deinen Führungen, und unendlich reich an Mitteln, Deine Menschen zu retten! Als ich mein liebes Weib und mein Kind grausam verstoßen hatte, und sie in ihrer großen Noth hätten verschmachten müssen, da hast Du, barmherziger Gott, durch dieses gute Thier hier, Beide gnädig vom Hungertode errettet. Und als ihre Noth wieder auf das Höchste stieg — als die Mutter vor Mangel und Elend dem Tode nahe war, das arme Kind auf dem Wege zu mir durch diese schreckliche Wildniß voll reißender Thiere hätte umkommen müssen, und mir kein menschlicher Mund ihre Noth ansagen konnte — da hast Du, allwissender Gott! es so gefügt, daß dieses nämliche stumme Thier mein Wegweiser zu ihrer Wohnung werden mußte. O wie leicht, und doch wie wunderbar, weißt Du, unendlich weiser und gütiger Gott, in jeder Noth zu helfen; auf Dich, Du liebreichster Vater der Menschen, wollen wir daher, wie hart auch unser Schicksal sein möge, unser ganzes Vertrauen setzen!"

Sechzehntes Kapitel.

Genovefa's Einzug zu Siegfriedsburg.



Vater, Mutter und Sohn gingen nun wieder aus der Höhle heraus, und Allen standen noch die Thränen der Rührung in den Augen. Jetzt nahm der Graf, um seine Leute zu rufen, sein silbernes Jagdhorn, das ihm an einer goldenen Kette zur Seite hing, und stieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felsen wiederhallte. Schmerzenreich, der

in seinem Leben nichts Solches gehört hatte, war hocherfreut über den wunderbaren Schall. Er wollte das Jagdhorn näher besehen, fragte, aus was Horn und Kette gemacht seien, und versuchte sogleich zu blasen. Allein die Töne, die er herausbrachte, klangen nicht sehr angenehm — und die liebevolle Mutter lächelte, ungeachtet ihrer Augen voll Thränen.

Der Graf stieß noch ein paar Mal in das Horn, und auf den Schall kamen die Ritter und die Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeigeeilt. Alle erstaunten über die blasse, abgezehrte Frau, die der Graf bei der Hand hielt, und über den schönen, lieblichen Knaben, den er auf dem Arm hatte. Alle drängten sich herzu und schlossen einen Kreis um ihn. Alle standen ehrerbietig und schweigend umher; Alle waren begierig zu hören, wer die Frau und das Kind sei. Da sprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter, und ihr, meine treuen Diener! seht, das ist Genovefa, meine Gemahlin — und das ist mein Sohn, Namens Schmerzenreich.“ Auf diese Worte schrieen Alle vor Schrecken und Erstaunen laut auf — der Eine dieß, der Andere das, und man hörte hundertfältige Aus-

rufungen und Fragen durcheinander: „O Gott im Himmel! Was, unsere gnädige Gräfin! — Hat man sie denn nicht hingerichtet? — Ist sie von den Todten auferstanden? Nein! es ist nicht möglich! Ja, sie ist es dennoch! Ach Gott! in welchem Elende. Seht nur, wie blaß sie aussieht! — Ach, unser lieber junger Graf! O der schöne holde Knabe!" Sie konnten vor Freude und Mitleid, Erstaunen und Neugierde kaum mehr aufhören, zu rufen und zu fragen, zu jammern und sich laut zu freuen.

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptsache von Genovefa's Rettung, und theilte dann unter seine Leute Befehle aus. Ein Paar seiner Reiter mußte augenblicklich auf das Schloß zurücksprengen, Kleider für Genovefa zu holen, eine Sänfte für sie zu bestellen, und Anstalten zu ihrem Empfange anzuordnen. Einigen Andern befahl er, die Pack-pferde und die belasteten Maulthiere herbeizuführen. Noch Andern gebot er, Holz zusammen zu tragen, an einem trockenen Platze, unter einem überhängenden Felsen, Feuer anzuschüren und eine Mahlzeit zu bereiten. Er selbst öffnete das Gepäcke, hüllte seine Gemahlin in seinen scharlachrothen, mit schwarzem Pelz ausgeschlagenen Wintermantel,

und gab ihr ein großes, feines Tuch, ihr Haupt damit zu umhüllen. Er breitete über ein Felsenstück, nächst dem Feuer, einen prächtigen Teppich aus, und setzte sie auf den ausgebreiteten Teppich.



Alle Ritter kamen, einer nach dem andern, herbei, grüßten sie voll Ehrfurcht, und bezeigten ihr, innigst gerührt, ihr Mitleid und ihre Freude. Vor allen Dienern drängte sich aber der redliche Wolf hervor. Er hatte es kaum abwarten können, bis die Ritter die Gräfin gegrüßt hatten. „Gnädige Frau," sagte er, und benetzte ihre Hand mit Thränen, „nun bin ich erst froh, daß mir die Mohren meinen alten, grauen Kopf nicht gespalten haben, da ich das noch erlebe. Nun will ich gerne sterben!" Und hierauf nahm er den Knaben auf seine Arme, und küßte ihn auf beide Wangen und sagte: „Sei mir willkommen, du liebes Kind! Du bist das leibhafte

Ebenbild deines Vaters! Werde tapfer und voll Muth wie dein Vater, und sanft und mild wie deine Mutter, und gut und fromm wie Beide!"

Schmerzenreich war anfangs scheu und schüchtern über die Menge Leute, unter denen er sich auf einmal befand. Nach und nach wurde er aber zutraulicher und gesprächiger. Da er eine Menge Dinge in seinem Leben das erste Mal sah, so hatte er fast beständig etwas zu fragen oder zu bemerken; und die Fragen und Bemerkungen des lebhaften Knaben kamen manchmal sehr artig und drollig heraus. Am allermeisten war er erstaunt, als er die Ritter erblickt hatte, die zu Pferd in das Thal gekommen waren. Es ging ihm gerade so wie jenen Völkern, die zum ersten Mal einen Reiter zu Pferd erblickt hatten. Er meinte, Mann und Roß seien zusammen nur Ein Geschöpf. „Vater," rief er, „gibt's denn auch Menschen mit vier Füßen?" Der Vater ließ ihm nunmehr ein Pferd, von dem der Reiter abgestiegen war, vorführen, und Schmerzenreich fragte: „Vater! wo hast du denn diese Thiere gefangen? Solche gibt's bei uns im Walde nicht." Da er das Pferd näher betrachtete, und den silbernen, reichlich mit Gold verzierten Zügel in

dem Maule des Pferdes bemerkte, rief er: „Ei! fressen denn diese Thiere Gold und Silber? Da fänden sie in unserer Wildniß freilich kein Futter." Als nun das Feuer hoch aufloderte, stand er auf's Neue erstaunt da, und rief: „Mutter! haben die Menschen die Blitze aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott sie ihnen geschenkt? O," fuhr er fort, indem er den schönen Glanz des Feuers betrachtete, und die wohlthätige Wärme empfand, das ist also das Feuer! Das ist wohl ein recht schönes, wunderbares Geschenk des Himmels! Du hast mir zwar schon davon gesagt, liebste Mutter! aber so schön habe ich es mir nicht vorgestellt. Ach, wenn ich es früher gesehen hätte, so hätte ich den lieben Gott darum gebeten. Nicht wahr, liebste Mutter, wir hätten es diesen Winter hindurch wohl brauchen können?" Bei der Mahlzeit zogen vor Allem die kostbaren Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er griff sogleich nach den schönen, goldgelben und purpurgestreiften Aepfeln, und rief: „Vater, wird's denn bei dir nicht Winter, daß du so schöne, frische Früchte mitbringst? O, bei dir muß es gut wohnen sein!" Er getraute sich kaum, die schönen Früchte zu essen. „Es wäre ja Schade dafür!" sagte

er, „sie sind gar zu schön.“ Dann betrachtete er lange und mit großer Aufmerksamkeit ein Glas, wagte kaum es anzurühren, hielt es dann lange behutsam in der Hand, und rief endlich verwundert: „Ja, zerschmilzt es denn nicht? Ist es denn nicht aus Eis gemacht?“ Nachdem er vernommen, aus was es bestehe, rief er: „O, wie viele schöne und wunderbare Sachen hat doch Gott erschaffen, von denen ich nichts gewußt habe!“ Da ihm ein Diener ein spiegelhelles, silbernes Teller hinreichte, und er sein Bild darin erblickte, erschrack er sehr. Erst bebte er zurück, dann griff er furchtsam hinter das Teller, um den Knaben, den er zu sehen glaubte, anzufühlen. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Knabe in dem dünnen Teller Platz finden könne. Besonders aber wunderte es ihn noch, daß, wenn er ein ernstes Gesicht machte, der Knabe auch eines mache, und wenn er lächelte, der Knabe ihn auch anlächle. So hatten alle Gäste an dem muntern Kinde tausend Freuden, und so viele Thränen vorhin vergossen wurden, so herzlich lächelten nun Vater und Mutter, und so laut wurde von Rittern und Knappen jetzt gelacht.

Die Mahlzeit war kaum zu Ende, so kam der Reitende mit Genovefa's Kleidern zurück.

Genovefa ging in die Höhle, warf sich vorerst auf die Kniee, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, und kleidete sich dann in der Höhle um. Das kleine hölzerne Kreuz nahm sie zum dankbaren Andenken an ihre Leiden zu sich, und trat hierauf, wieder gräflich gekleidet, aus der Höhle. Der Graf befahl, das sanfteste Maulthier herbei zu führen, breitete Teppiche darüber, und setzte Genovefa darauf. Er selbst schwang sich auf sein Leibpferd, nahm Schmerzenreich, der darüber sehr erfreut war, zu sich auf das Pferd, und so zogen nun Alle der Heimath zu. Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genovefa bequemer war, und sie setzte sich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlassen hatte, kamen ihnen schon eine Menge Leute entgegen. Die Nachricht, die Gräfin sei wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch die ganze Grafschaft, und weit umher, rings in allen benachbarten Gegenden. Das Landvolk hatte überall Alles liegen und stehen lassen. Jeder Dreschflegel ward an den Balken gehängt, und jede Spindel ruhte. Ganze Dörfer standen leer und es blieb Niemand zurück, als die Kranken und die Krankenwärter. Alle hatten ihre besten

Kleider angezogen, und eilten, ihre gute Gräfin zu sehen. Es war ein allgemeiner Feiertag durch das ganze Land. Je näher Genovefa ihrem Schloße kam, desto zahlreichere Schaaren von Menschen standen am Wege. Alle grüßten sie mit Thränen und lautem Freudengeschrei.

Unter den Leuten, die ihr entgegen kamen, erschienen auch zwei Pilgrime mit langen Pilgerstäben, und mit Muscheln an ihren Hüten und an ihren Pilgermänteln. Diese traten zu beiden Seiten der Sänfte, und fielen Genovefa zu Füßen. Es waren die zwei Männer, die Genovefa hätten hinrichten sollen. Beide, besonders Kunz, baten jetzt Genovefa um Verzeihung, daß sie aus Furcht vor Golo sie in der Wildniß allem Elende preisgegeben, und sie nicht vielmehr zu ihren Eltern nach Brabant gebracht hätten. Sie erzählten hierauf, daß sie bald nachher vor Golo selbst des Lebens nicht mehr sicher zu sein geglaubt, und eine Pilgerschaft in das gelobte Land gemacht hätten; daß sie von dieser Reise erst vor wenigen Tagen zurück gekommen, und nur heimlich und ohne sich Jemanden, als den Ihrigen zu entdecken, voll Furcht in der Grafschaft umher geirrt wären; daß sie Genovefa längst für todt gehalten, und

deßhalb mit einander verabredet hätten, von der ganzen Sache zu schweigen, um den Grafen nicht auf's Neue zu betrüben. „Ach," sagten sie, „wie war es doch möglich, daß Ihr, gnädige Gräfin, nicht vor Frost und Hunger umkamet, oder von den wilden Thieren zerrissen wurdet! Wir glaubten, Ihr und Euer liebes Kind hätten längstens einen fürchterlicheren Tod genommen, als wir Euch hätten anthun sollen."

Genovefa hieß sie aufstehen, bot ihnen freundlich die Hand aus der Sänfte, und sagte: „Ihr guten Männer, euch habe ich, zunächst nach Gott, mein und meines Kindes Leben zu danken! Und du, mein Kind!" sagte sie hierauf zu Schmerzenreich, „danke ihnen auch. Sieh, das sind die Männer, die dich hätten umbringen sollen, die aber Gott mehr als den Menschen gehorcht haben." — „Nicht wahr," fuhr sie hierauf gegen die Männer fort, indem sie mit Augen voll Thränen lächelte, „jetzt reuet es euch doch nicht, daß ihr uns damals verschont habt?" — „Ach Gott!" sagten Beide, „damals meinten wir wunder, wie viel wir thaten, daß wir Euch das Leben schenkten. Jetzt sehen wir es aber erst ein, daß dieses nichts war, und daß wir hätten unser eigenes Leben daran wagen

sollen, Euch zu retten, und Euch zu Euren guten Eltern nach Hause führen.“

Die Männer warfen sich hierauf dem Grafen zu Füßen, und baten auch ihn um Verzeihung, und dankten ihm für die Barmherzigkeit, die er ihren verlassenen Weibern und Kindern erwiesen hat. Denn zu ihrem Erstaunen hatten sie erfahren, wie edel Genovefa in ihrem letzten Briefe sie ihrem Gemahle empfohlen, und wie väterlich der Graf, die fromme Bitte seiner Gemahlin zu erfüllen, für ihre Weiber und Kinder gesorgt habe. Der Graf sprach: „Ich wußte nicht, daß ihr euch meiner Gemahlin und meines Kindes erbarmt und ihnen das Leben geschenkt hattet; allein da ich mich eurer Weiber und Kinder erbarmte, so ging durch mich, ohne daß ich es selbst wußte, an euch das Wort des Herrn in Erfüllung: Wer barmherzig ist, der wird auch Barmherzigkeit erfahren. Gehet hin; ich werde für euch und eure Weiber und Kinder noch ferner sorgen.“ Beide standen auf, und begleiteten die Sänfte. Heinz aber sagte zu Kunz: „Siehst du nun, daß es wahr ist, was ich dir sagte: Man soll sich beim Gutesthun nie fürchten, so gefährlich es auch manchmal uns vorkommt.

Denn über kurz oder lang bringt es doch gute Früchte."

In dem Augenblicke, da Genovefa eine Anhöhe, worüber die Straße führte, erreicht hatte, und Siegfriedsburg vor sich liegen sah, wurde dort auf einmal mit allen Glocken geläutet. Das Volk erkannte in Genovefa's Rettung Gottes allwaltende Vorsehung und sah ihre Zurückkehr als eine heilige Feierlichkeit an. Deßwegen wollte es ihren Einzug zu Siegfriedsburg durch Glockengeläute verherrlichen. Als Genovefa die feierlichen Glockentöne vernahm, wurde sie auf's Neue bis zu Thränen gerührt, und auch die Thränen der unzähligen Menschen flossen reichlicher. Ja, die allgemeine Rührung wurde zur Andacht, die Aller Herzen zum Himmel erhob. Alle lobten und priesen Gott. Nahe vor Siegfriedsburg war die Menge Menschen unübersehbar, und das Gedränge unbeschreiblich. Die Leute waren auf die Bäume an beiden Seiten des Weges gestiegen, und in Siegfriedsburg waren alle Fenster und sogar die Dächer, wo Genovefa vorbei kommen mußte, voll Menschen. Denn Alle wollten ihre geliebte, so lange todt geglaubte Gräfin so nahe als möglich sehen. Man hatte daher die Sänfte, die von

zwei Maulthieren getragen wurde, geöffnet, damit Alle die Gräfin sehen konnten. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Alles Volk erhob ein so lautes Jubelgeschrei, daß man das Zusammenläuten aller Glocken nur mehr dumpf hören konnte. Sie aber saß da, wie die Demuth selbst, und schlug über die Ehre, die ihr widerfuhr, beschämt die Augen nieder. Ihren Sohn hatte sie auf dem Schooße. Dieser hatte noch sein Rehfellchen an, und hielt das kleine Kreuz aus der Höhle in der Hand. Rechts neben der Sänfte ritt der Graf, und links sein treuer Wolf. Die zwei Pilger begleiteten sie, und die Hirschkuh lief wie ein zahmes Hündchen hinten darein. Die Ritter und die Diener des Grafen ritten zum Theil voraus, und zum Theil folgten sie der Sänfte.

Als der Zug so zwischen der Menge Menschen langsam hindurch kam, da sagten denn Manche zu einander: „Ach, unsere liebe gnädige Frau! Wie blaß und wie fromm sie aussieht! So muß gerade Maria unter dem Kreuze ausgesehen haben!“ Andere sagten: „Seht nur den schönen Knaben! Er sieht in seinem Rehfellchen und mit dem Kreuze in der Hand gerade so aus, wie in unserer

Kirche der kleine Johannes in der Wüste abgemalt ist.“ Wieder Andere riefen: „Ei, seht doch nur die Hirschkuh! Sogar die unvernünftigen Thiere lieben unsere fromme, gute Gräfin!“ Manche Mutter sagte ihrem Kinde, das sie auf dem Arme hergetragen hatte, um ihm die gnädige Frau zu zeigen: „Sieh! Diese ist's, um die ich so oft weinte, und von der ich dir so oft erzählte; da sie uns genommen wurde, da warst du noch nicht auf der Welt.“ Mancher Vater hob seinen kleinen Sohn in die Höhe und sagte: „Siehst du sie jetzt? Sie hat dir schon Gutes gethan, als du noch in der Wiege lagst.“ Mancher Greis, der mühsam an seinem Stabe herbei gekommen war, weinte und schluchzte vor Freude, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, so heftig, daß ihm Arme und Kniee zitterten, und sein ganzer Körper davon erschüttert wurde.

Als Genovefa in dem Schloßhofe angekommen war, erblickte sie vor dem innern Schloßthore alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterschaft. Ohne daß Eine etwas von der Andern wußte, hatte Jede sich eingefunden, Genovefa zu bewillkommen. Alle waren über

Genovefa's Unschuld entzückt, und freuten sich ihrer wunderbaren Rettung. Alle hatten auch darüber noch eine besondere Freude, daß Alle so unverabredet zusammengekommen waren, und daß auch nicht Eine fehlte. Sie sahen diesen Tag als einen Triumphtag der weiblichen Tugend, und als ein allgemeines Ehren- und Freudenfest aller Frauen und Jungfrauen an. Alle standen in ihrem schönsten Schmucke, wie an einem hohen Festtage, da, und zuvorderst stand eine schöne Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und mit einer Schnur der schönsten guten Perlen um den Hals, und überreichte Genovefa einen Kranz von immergrünen Myrthen mit zarten schneeweißen Blüthen, als liebliches Zeichen ihrer Unschuld und Treue. „Nimm," sagte die Jungfrau innigst gerührt, und konnte die Worte vor Weinen kaum hervorbringen, „nimm diesen Kranz im Namen unser Aller; den schöneren Siegeskranz hat Gott dir im Himmel hinterlegt."

Genovefa kannte die Jungfrau nicht. Die Frauen sagten ihr aber, diese Jungfrau sei Bertha, jenes gute Mädchen, das sie im Gefängnisse besucht hatte, und das damals noch nicht vierzehn Jahre alt war. „Edle Frau!" sprachen sie,

„diese war die Einzige, die sich in Eurer Schmach und Eurem Elende Eurer annahm. Sie soll daher auch die Erste sein, die an Eurer Ehre und Freude Theil nimmt.“ Als Genovefa das Mädchen ansah, und die wohlbekannten Perlen um ihren Hals erblickte, da kam ihr jene schreckliche Nacht in dem Gefängnisse wieder zu Sinne. „Ach Gott,“ rief sie mit zum Himmel erhobenen Augen, „wer hätte das gedacht, wie ich damals als eine arme Sünderin, mit meinem Kinde auf dem Arme, aus diesen Mauern geführt wurde, daß ich dereinst so zurückkehren würde! Du nur, o Gott! wußtest es damals schon, und hattest damals schon diese Freude für mich im Sinne! O Gott!“ fuhr sie fort, indem sie den Kranz, sanft erröthend aus der Hand der Jungfrau nahm, „wenn Du die Unschuld hier auf Erden schon so ehrest und erfreuest, was wird es erst einmal in dem Himmel werden!“

„Recht so, gnädige Frau!“ sagte Wolf. „Die Unschuld wird zwar auf Erden nicht immer so geehrt, und selten wird ihr ein Ehrentag wie der heutige zu Theil. Gott läßt das aber doch zuweilen geschehen, um uns einen kleinen Vorgeschmack zu geben, was Er uns in dem Himmel

für Freuden aufbewahrt habe.“ Darauf wandte er sich zu seinem Herrn, und sprach: „Herr! Ich bin die achtzig Jahre, die ich auf der Welt umhergetrieben werde, oft siegreich in dieses Schloß eingezogen; aber einen solchen Triumphtag, wie er dieser Frau zu Theil wird, hab' ich noch nie erlebt.“ „Wolf,“ sagte der Graf, „darum hat diesen Triumph Gott selbst veranstaltet; es ist der herrlichste Triumph, der Triumph der Tugend über das Laster!“ — Und alle Ritter und Frauen gaben ihm Beifall. Die Jungfrauen beschlossen aber noch besonders, die immergrünen Myrthen mit den weißen Blüthen sollten als Sinnbild der jungfräulichen Unschuld und ehelichen Treue von nun an zu Brautkränzen bestimmt sein, eine Sitte, die sich in vielen Gegenden Deutschlands bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Die Freuden dieses Tages, das viele Weinen und Reden hatten Genovefa so angegriffen, daß sie ganz erschöpft war. Sie wurde unverzüglich auf ihr Zimmer gebracht, das sie so viele Jahre nicht mehr betreten hatte. Nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung noch einmal gedankt, und nur noch einige Augenblicke mit Drako's Wittwe und Waisen gesprochen, und

sie ihrer Huld versichert hatte, begab sie sich in das bereit stehende Bett zur Ruhe. Die getreue Bertha aber blieb von nun an beständig um Genovefa, die sich von Niemand mehr bedienen ließ, als von ihr.

Siebenzehntes Kapitel.

Genovefa sieht ihre Eltern wieder.

Während in Siegfriedsburg Alle voll der höchsten Freude waren, herrschte in dem herzoglichen Palaste von Brabant noch die tiefste Trauer. Der alte Wolf erbot sich, die Freudennachricht, Genovefa sei wieder gefunden, ihren Eltern zu überbringen. Der Graf sagte: „Lieber, alter Freund! bleibe du hier, und überlaß diese beschwerliche Reise einem jüngern Manne. Du weißt ja, wie dich unsere Heimreise aus dem Sarazenenkriege mitnahm, und wie oft du unter Wegs sagtest, dieß sei dein letzter Ritt." Allein Wolf sprach: „Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's! Er hat mir nach so manchem kriegerischen Zuge zu guter Letzt noch einen Ehren- und

Freudenritt zugedacht, und den laß ich mir nicht nehmen. Erlaubt es doch, lieber Herr, und laßt mich hin!“ „Aber,“ sagte der Graf, „bedenke doch dein Alter, den weiten Weg, die rauhe Jahreszeit, lieber Wolf!“ „Thut Alles nichts!“ sprach Wolf. „Ich fühle mich, seitdem die liebe gnädige Frau wieder da ist, um zehn Jahre jünger. Und wie mich dünkt, kann ich meine Ritterschaft nicht schöner beschließen, als mit diesem Ritt. Ist der vollendet, dann gebe ich mich gern zur Ruhe. Ich alter Mann lege mich dann nieder, und kann ja alsdann ausschlafen — bis an den jüngsten Tag.“ „Nun,“ sprach der Graf gerührt, „so zieh’ denn hin, lieber, alter, getreuer Kriegsgefährte! Nimm das beste Pferd aus meinem Stalle, und wähle dir die zwölf bravsten meiner Reiter zur Bedeckung aus. Sage meinen theuern Schwiegereltern Alles, was dir dein edles Herz eingeben wird, und was ich ihnen, wie du wohl weißt, selbst sagen würde. Gott sei dein Geleitsmann, und führe dich wieder wohlbehalten in meine Arme zurück!“ Auch Genovefa hatte ihn noch einmal rufen lassen, und ihm an ihre theuren Eltern alles dasjenige aufgetragen, was kindliche Ehrfurcht und Liebe ihr nur immer eingeben konnten.

Wolf hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Bevor noch die Morgendämmerung des folgenden Tages anbrach, weckte er die Reiter, half selbst die Pferde füttern und satteln, trieb ohne Unterlaß zu eilen, saß dann wohlgerüstet auf, und zog mit den Reitern fort. Immer ritt er voraus, und rief ihnen des Tages wohl hundert Male zu: „Frisch, Kameraden, vorwärts, vorwärts!" — und so ging's einen Tag wie den andern, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Die Reiter fragten ihn: „Warum eilt Ihr denn gar so sehr, Herr Stallmeister?" Er aber sprach: „Denkt an den Jammer der Eltern, dem wir ein Ende machen werden! Wenn ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden ersparen kann, so soll er sich keine Beschwerlichkeit verdrießen lassen, und seiner Knochen nicht schonen. Wir ritten oft muthig aus, Wunden zu schlagen und Thränen zu verursachen; reitet nun auch einmal tapfer darauf los, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen." „Ha," rief er, „ich wollte, das Roß da hätte Flügeln wie jenes, das ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — abgemalt sah, und das mir sehr wunderlich vorkam!" — und hiemit gab er seinem Rappen wieder die Sporen.

Ein alter Ritter, auf dessen Schloße Wolf mit seinen Reitern übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Bischof Hildolf, der Genovefa's Ehe mit Siegfried eingesegnet hatte, nur einige Stunden abwegs, eben eine neuerbaute Kirche einweihe. „Da müssen wir spornstreichs hinreiten,“ sagte Wolf. „Der heilige Mann muß unsere Freudenbotschaft auch wissen. Und da er gar ein weiser und kluger Herr ist, so will ich ihn um guten Rath bitten, wie ich meine Botschaft bei dem Herzoge und der Herzogin am besten anbringen könne. Ich sann unter Weg's schon viel darüber nach, und brachte nichts Kluges heraus. Am liebsten riefe ich sogleich von weitem: Genovefa ist wieder gefunden! Sie lebt! Allein so mit der Thür in's Haus fallen, thut's doch nicht. Ich bin ein alter Kriegsmann, und wußte es bisher nur vom Hörensagen, was es um das Erschrecken sei. Und doch — es ist wunderlich! — hat mich das Wort: „Die Gräfin lebt!“ so erschreckt, daß ich zitterte, und den Schrecken noch jetzt in allen Gliedern spüre. Ich hätt' es nie geglaubt, daß die Freude einen Mann so erschrecken könne; und wenn dieß mit allen Menschen so ist, so könnte dieser Freudenschrecken die Eltern geradezu tödten,

wie ein abgeschossener Pfeil, der mitten in's Herz trifft. Allein ihnen die Sache nach und nach beizubringen, die Worte schlau zu setzen, das Gespräch fein zu lenken — versteh' ich nun einmal nicht. Unser Einer weiß nur das Schwert zu regieren, nicht aber die Zunge. Der ehrwürdige Herr muß da Rath schaffen. Denn die Herzen durch das Wort sanft zu behandeln, das versteht er aus dem Grunde."

Wolf ritt mit seinen Leuten sogleich zu dem Bischofe, erzählte ihm alles Geschehene, und brachte dann seine Bedenklichkeiten vor. Der Bischof war hoch erfreut, lobte Gott laut, und sprach dann zu Wolf: „Seid ruhig, alter Mann! Gott fügt Alles, bis auf die kleinsten Umstände, sehr wohl. Ich war eben bereit, zu den trauernden Eltern zu reisen, wohin mich mein Amt ruft. Wir reisen also zusammen." Der ehrliche Wolf war darüber sehr vergnügt, und es war ihm keine geringe Freude und Ehre, mit seinen Reitern den Bischof begleiten zu dürfen.

Der Herzog und die Herzogin hatten das Andenken jenes schrecklichen Tages, an dem sie die Nachricht von Genovefa's Hinrichtung erhalten, alljährlich in ihrer Schloßkirche unter Gebet und

Thränen gefeiert. Dieser Tag war jetzt eben wieder angebrochen, und sie saßen am Morgen desselben beisammen auf ihrem Zimmer, und waren Beide voll der tiefsten Betrübniß. Sie hatten seitdem sehr gealtert, und ihre Haare waren



vor der Zeit grau geworden. Beide waren in Trauerkleider gehüllt, ja die Herzogin hatte seit jenem traurigen Tage die schwarze Farbe gar nicht mehr abgelegt. Es war jetzt bereits Zeit zum Gottesdienste, und sie erwarteten nur noch die Ankunft des Bischofes, den sie, wie alle Jahre, so auch dieses Mal eingeladen hatten, an eben dem Altare, an dem Genovefa im Brautkranze vor ihm gestanden, das Gedächtniß ihres Todes zu feiern.

Der Herzog schwieg voll stummen Schmerzes,

und dachte eben bei sich: „Es ist doch eine schreckliche Schickung, daß diese Schmach über unser herzogliches Haus kommen, und unsere Familie auf diese Art erlöschen mußte! Doch, Herr, Dein Wille geschehe!“ Die Herzogin seufzte: „Ach, das einzige Kind, und so ein liebes Kind, durch die Hand des Henkers zu verlieren — ist doch zu schauervoll! O Genovefa! Wir dachten, du würdest wie ein Engel an unserm Sterbebette stehen, und uns die Augen sanft zudrücken, und nun mußte es so kommen! Doch,“ sagte auch sie, sich wieder fassend: „Dein Wille, o Herr, geschehe!“

Kaum hatten sie dieses gesagt, so trat der ehrwürdige Bischof herein. Sein Angesicht leuchtete von himmlischer Freude. „Lasset nun einmal das Trauern, und erfreuet euch in dem Herrn!“ sprach er, und fing nun an, mit hoher Begeisterung und tiefer Rührung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorsehung zu sprechen, wandte Jakobs Trauer, dem sein Sohn Joseph geraubt wurde, auf ihre Trauer an, schilderte dann Jakobs Freude, als er seinen Sohn Joseph wieder fand — und der Geist, mit dem der Bischof sprach, und das sanfte Feuer seiner Beredsamkeit ergriff sie mächtig. Der Gedanke an Gottes Alles lenkende Liebe und an

Jakobs Vaterfreude erfüllte auch ihre Herzen mit Freude und verdrängte aus denselben alle Trauer. „Ach!“ sagte die Herzogin, indem sie die Hände faltete, „die Freude, Genovefa wieder zu sehen, wäre zu überschwänglich und zu außerordentlich, als daß sie uns noch zu Theil werden sollte!“ „Hier auf Erden freilich nicht mehr,“ sagte der Herzog, „aber doch gewiß dort in dem Himmel.“ „Auch hier auf Erden noch!“ sprach jetzt der Bischof. „Der Herr thut auch jetzt noch große Dinge. Er schlägt Wunden, und heilt sie wieder. Er führt in die Grube hinein, und wieder heraus. Er, der Gott Jakobs und Josephs, lebt noch. Er, der euer Herz stärkte, daß es der Jammer nicht brach, wolle es jetzt wieder stärken, daß es der Freude nicht unterliege. Anstatt der Trauergesänge, die wir eben jetzt in der Kirche anstimmen wollten, laßt uns ein freudiges „Herr Gott, Dich loben wir!“ singen. Denn Genovefa lebt — und ihr werdet sie sehen.“ Beide Eltern blickten ihn erstaunt an. Ein Schauder überlief sie bei des frommen Mannes nachdrucksvollen Worten. Hoffnung und Furcht kämpften in ihren Herzen und sie konnten das, was er sagte, noch nicht glauben.

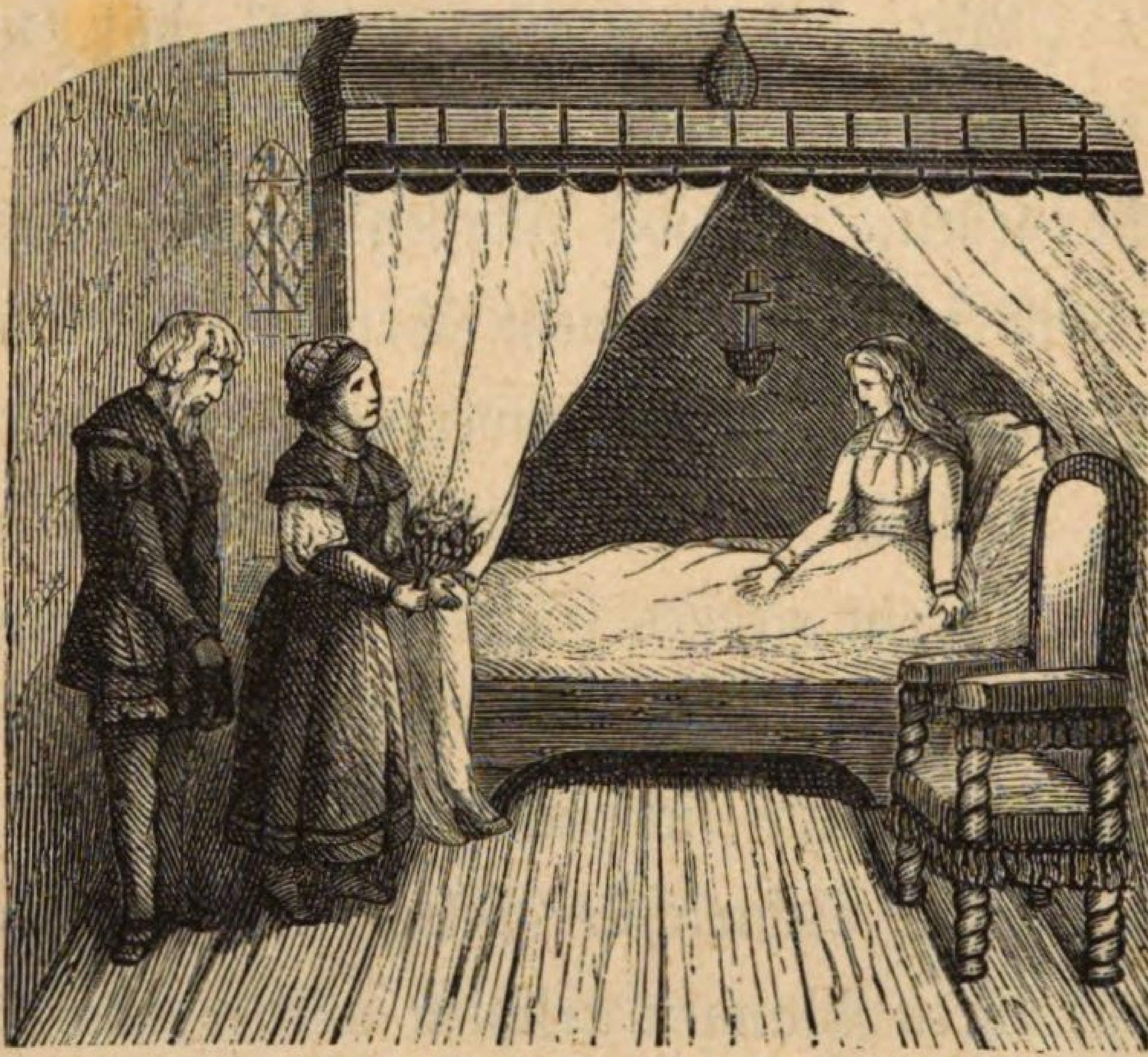
Da öffnete der Bischof die Thür, rief den alten ehrlichen Wolf, der mit klopfendem Herzen bei den Dienern des Herzogs in dem Vorzimmer stand, herein, und sprach: „Dieser hier ist der Mann, der euch das Weitere sagen wird.“ Wolf trat herein, und rief: „Sie lebt! Es ist gewiß so. Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen, mit diesen meinen Ohren ihre Stimme vernommen, und mit dieser meiner Hand die ihrige gefaßt.“ Das Wort: „Genovefa lebt!“ hatte sich augenblicklich durch den ganzen Palast verbreitet. Alle Diener des Herzogs und alle Dienerinnen der Herzogin stürzten erstaunt, erschrocken, erfreut, und fast außer sich, in das Zimmer. Wolf aber stand da, und erzählte die ganze wunderbare Geschichte, und die Thränen zitterten an seinen grauen Augenwimpern, und oft brach ihm die Stimme vor Rührung. Alle standen bebend, weinend und schluchzend umher — und der Herzog und die Herzogin saßen bleich vor Freudenschrecken da, und wußten fast selbst nicht wie ihnen geschah.

Endlich, da sie nicht mehr zweifeln konnten, und die Männer, die mit Wolf gekommen waren, jedes seiner Worte bestätigten, und Wolf ihnen noch

jedes Wort sagte, das Genovefa und der Graf ihm aufgegeben hatten — da war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren Traume. Sie lebten gleichsam von Neuem wieder auf, und riefen Beide: „Wir haben genug gelebt! daß unsere Tochter Genovefa noch lebt. Wir wollen hin, und sie sehen, ehe wir sterben!" Nachdem sie Gott noch zuvor in seinem Tempel feierlich gedankt hatten, reisten sie unverzüglich ab, und der fromme Bischof, und der ehrliche Wolf mit seinen Leuten, und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten sie.

Genovefa hatte sich indeß durch die zärtlichste Sorgfalt und liebreichste Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erschien wieder eine sanfte Röthe. Der einzige Wunsch, den sie jetzt noch auf Erden hatte, war der, ihre geliebten Eltern zu sehen. Da kamen sie plötzlich, und viel früher, als man sie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa mit heißen Thränen. Der ehrwürdige Vater sagte mit einer Empfindung, wie einst Simeon, indem er sie umarmte: „Nun, Herr, läßt Du Deinen Diener im Frieden dahin scheiden, da meine Augen dieses Heil noch gesehen haben." Und die fromme Mutter sprach, sie

umarmend, mit einer Rührung wie Jakob: „Nun will ich gerne sterben, da du noch lebst — und deine Unschuld an den Tag kam.“



Hierauf erblickten sie den holden Knaben, und riefen Beide zugleich voll Entzücken: „Du bist also unser Enkel — o komm, komm in unsere Arme!“ „Gott segne dich, mein Kind!“ rief der Großvater, indem er ihn auf die Arme nahm, und ihn küßte. Und: „Gott segne dich, du liebes, süßes Kind!“ wiederholte die Großmutter, als sie den Knaben aus des Großvaters Armen in die ihrigen nahm, und ihn mit Küssen und Thränen

überhäufte. Und Beide sprachen dann fast mit Einer Stimme und voll Anbetung Gottes: „O wunderbar, wunderbar ist Gott! Wir beweinten dich als todt, liebste Tochter, und dachten dein Angesicht auf Erde nicht mehr zu sehen, und jetzt läßt uns Gott gar noch deinen Sohn, unsern geliebten Enkel, sehen!“

Jetzt trat der fromme Bischof, den Genovefa und Siegfried in ihrer Freude noch nicht bemerkt hatten, näher. Es war Genovefa, da sie ihn so plötzlich erblickte, als sehe sie einen Boten Gottes vom Himmel. Der apostolische Mann sah erst Genovefa, Siegfried und Schmerzenreich, und dann den Herzog und die Herzogin an, streckte segnend die Hand aus, und sprach dann: „Nun hat der Herr erfüllt, was mich mein Geist vorhersehen ließ! Er hat dir, meine Tochter, und euch Allen hier ein größeres Glück bereitet, als alle Güter, Freuden und Ehren dieser Welt, das aber mit großen Leiden anfing, wie alles wahre Heil auf Erde anfangen muß. Das Leiden ist der Weg zur christlichen Vollkommenheit, der einzig wahren Bildung des Menschen, gegen die alles Irdische Staub ist, und die allein uns der Seligkeit des Himmels fähig macht. Diesen Weg hat

Gott euch Alle geführt. Genovefa wurde in dem Vertrauen auf Gott, der Geduld im Leiden, der Versöhnlichkeit gegen Feinde, und in anderen schönen, liebenswürdigen Eigenschaften wahrer Christen geübt; ja ihre Tugend wurde durch die Gluth des Leidens zum reinsten Golde geläutert. Graf Siegfried kam durch bittere Erfahrung zur Erkenntniß, welchen unermeßlichen Jammer heftige Leidenschaften anrichten können; das Elend, das er sich selbst und denjenigen bereitet hat, die er vor allen Menschen auf Erden liebt und ehrt, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, sich selbst zu überwinden, und die Leidenschaften der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen. Auch der kleine Schmerzenreich lernte in der Wüste Gott mehr erkennen, als es bei den mancherlei Zerstreuungen in einem gräflichen Schloße oder herzoglichen Palaste hätte geschehen können; hätte Gott ihn vom Hofe, wo es nie an Schmeichlern fehlt, nicht in jene Wüste versetzt, so würden wir die lieblichen Blüthen künftiger Tugenden, die uns mit so schönen Hoffnungen erfüllen — diese holde Demuth, diese Unschuld, diese Aufrichtigkeit, diese Folgsamkeit, diese Genügsamkeit — vielleicht nicht an ihm erblicken. Genovefa's ehrwürdige Eltern, denen durch die Nach-

richt von dem Tode ihrer geliebten Tochter alle Freuden und aller Trost auf Erden genommen ward, richteten ihre Blicke mehr himmelwärts; sie sahen es immer mehr ein, wie Alles hier auf Erden so gar eitel und nichtig, und wahre, ungetrübte Seligkeit nur in jener bessern Welt, in dem Himmel, zu finden sei, wo kein böser Mensch unsere Ruhe stören kann, wo kein Tod und keine Trennung mehr ist. Die innigste Sehnsucht nach jenem bessern Leben erfüllte ihr Herz, und machte ihnen den Tod, den die Menschen so sehr fürchten und scheuen, wünschenswerth — als einen Engel Gottes, der uns sanft heimbringt in unser wahres Vaterland, zu unserm lieben Vater im Himmel. Und nun, nachdem Alle so an Erkenntniß und Tugend gewonnen und das schöne Ziel ihrer Leiden erreicht hatten, hat Gott uns Alle, so wie wir damals, als wir uns das letzte Mal sahen, beisammen standen, wunderbar und gegen alle Erwartung jetzt wieder zusammen geführt, und heute ist der Tag erschienen, da wir Alle Ihm für Seine väterlichen Führungen mit Freudenthränen danken; und keines von uns Allen fehlt, nur ist unsere Zahl noch um dieses liebe Kind hier vermehrt worden. Selig derjenige, der in der Prüfung

aushält! Denn nachdem er bewährt erfunden worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen denjenigen verheißen hat, die Ihn lieb haben. Diese Krone ist euch jetzt auch hinterlegt."

Achtzehntes Kapitel.

Genovefa's Leiden werden ein Segen für das ganze Land.

Sobald es bekannt wurde, daß Genovefa sich viel besser befinde, und sich von ihren Leiden sehr erholt habe, kamen alle Tage Leute, die sie sehen wollten. Wolf mußte es Genovefa auf Rittereehre versprechen, auch die Geringsten nicht abzuweisen. Da ward denn der Zulauf sehr groß, und immer wurden Mehrere zugleich in das Zimmer gelassen. Die Leute waren aber so still und eingezogen, daß sie sich kaum zu athmen, und nicht vorwärts zu gehen getrauten, sondern an der Thür stehen blieben. Die Männer standen, mit ihren Mützen unter dem Arme, so ehrerbietig da, wie in der Kirche,

und sogar die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter hoben andächtig die Händchen auf.

Genovefa lag meistens auf ihrem Ruhebette, oder saß weiß gekleidet in ihrem Lehnsessel und ihr schönes, blasses Gesicht sah so fromm und himmlisch, so sanft und mild, so liebreich und freundlich aus, daß es den Leuten nicht anders vorkam, als sei es von hellen Strahlen umgeben. Sie hieß die Leute etwas näher kommen, und sagte ihnen dann immer einige Worte, die ihnen zeitlebens unvergeßlich blieben.

„Ihr lieben, guten Leute!“ sagte sie unter Anderm mit sanfter, lieblicher Stimme. „Es freut mich, daß ihr mich heimsucht, und ich danke euch für eure Liebe, mit der ihr an meinen Leiden und Freuden Theil nehmet. Ach, ich kann es mir wohl denken, daß ihr auch mancherlei Leiden habt, und ich weiß es, daß Manches von euch sich in der Welt viel plagen muß! Aber liebet nur Gott, vertrauet auf Ihn, und verzaget nie. Er errettet diejenigen, die Ihn lieben, aus allen Nöthen. Wo Alles verloren scheint, kann Er noch helfen. Wo die Noth am höchsten, ist Seine Hilfe am nächsten. Er macht am Ende Alles recht. Ist's nicht wahr? Seht ihr das nicht selbst deutlich an meiner Geschichte?

„Seid zufrieden mit dem, was ihr habt, und begnügt euch mit Wenigem. Auch bei Wenigem kann man vergnügt leben. Das erfuhr ich in der Wildniß. So arm ihr seid, so habt ihr doch mehr, als ich in der Wüste draußen hatte. Ihr habt doch eine Hütte, ein Kleid, ein Bett, und im Winter eine warme Stube und eine warme Suppe. Und mehr braucht ja der Mensch nicht. Hängt daher euer Herz nicht an's Zeitliche! Verlaßt euch nicht auf das todte Geld, sondern auf den lebendigen Gott. Gott kann den Reichsten schnell ärmer als den Aermsten, und den Aermsten wieder reich machen. Das seht ihr ja an mir!

„Haltet euch immer fest an Gott, betet gerne, und bewahrt euer Gewissen rein. Wer mit Gott Eins ist, und Ihn im Herzen trägt, der hat den Himmel im Herzen. Das Gebet gibt Kraft zum Gutesthun, und Stärke im Leiden. Es durchdringt die Wolken, und bleibt nie unerhört. Ein gutes Gewissen ist in allen Leiden — im Gefängnisse, in Krankheit, und bei dem Herannahen des Todes ein sanftes Hauptkissen. Das werdet ihr erfahren, wie ich's erfahren habe.

„Wenn euch euer Gewissen Vorwürfe macht — und wem macht es keine, wenn er auch gleich

keine solchen Verbrechen begangen hat, deren man mich beschuldigte? — wenn euch euer Gewissen also Vorwürfe macht, so suchet vor Allem euch mit Gott auszusöhnen, und nehmt deßhalb eure Zuflucht zu Christus, Seinem lieben Sohne. Ihn hat der Vater zum Heile der sündigen Welt dahingegeben. Er ist die Versöhnung unserer Sünden. Er vergoß Sein Blut zur Vergebung der Sünden. So wir sagen, wir haben keine Sünden, so betrügen wir uns selbst. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergibt uns die Sünde, und reiniget uns von Allem, was nicht recht ist.

„Höret nur das Evangelium gerne — da werdet ihr Alles noch besser inne werden, als ich es euch sagen kann! Mit einem Evangelienbuche in der einen, und einem Kreuze in der andern Hand kamen die ersten Verkünder des Evangeliums zu euch. Noch einmal! Höret das Evangelium — bewahrt es im Herzen — befolgt es! Denn es ist Gottes Wort, und hat eine Kraft in sich, Alle selig zu machen, die daran glauben. Und dann noch einmal, denket stets: Im Kreuze ist Heil! Durch das Kreuz — durch Leiden und Tod — ging Christus in seine Herrlichkeit ein!

Durch Kreuz und Leiden und viele Trübsale müssen auch wir in das Reich Gottes eingehen. Nicht wahr, diesen Weg wollen wir mit einander gehen?" sagte sie, und bot nun noch Allen die Hand, und Eines nach dem Andern mußte ihr das auf die Hand versprechen.

Den Eheleuten und Eltern redete sie noch besonders zu. Die Eheleute ermahnte sie zu Eintracht und Liebe, und warnte sie vor Eifersucht. „Gebt doch nie falschen Zungen Gehör, die eure Eintracht und Liebe stören wollen!" sagte sie, die es selbst erfahren hatte, was solche falsche Zungen für Jammer auch in der besten Ehe anrichten können. Die Eltern ermahnte sie, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Seht," sagte sie mancher Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor ihr stand, „es steht dem lieben Kinde nicht an der Stirne geschrieben, was in dieser Welt noch Alles über dasselbe verhängt sei. Jetzt lächelt es noch freundlich in die Welt herein, aber es wird eine Zeit kommen, wo es auch trauern und weinen wird, wie noch Alle, die in die Welt kamen. Darum erzieht es gut, daß es Kraft in sich habe, sich durch die Welt durchzuschlagen. Als meine Mutter mich so auf dem Arme hielt, dachte

sie wohl nicht daran, was für große Leiden über mich kommen würden. Aber wenn sie mich nicht von Jugend auf zur kindlichen Furcht Gottes und zum herzlichen Vertrauen auf Gott angehalten hätte, so hätte ich meinem Leiden unterliegen, und in der Wildniß verzweifeln müssen, und mir wohl gar selbst das Leben genommen, und ich wäre nicht mehr da! Ohne festen Glauben an Gott, an Christus, und an ein ewiges Leben wäre es ein betrübtes, trostloses Leben auf Erden. Pflanzt euern Kindern diesen Glauben daher frühe ein."

Schmerzenreich mußte nun noch jedem der Kinder etwas Schönes zum Andenken schenken, und unbeschenkt wurde nie eines entlassen. Diese Güte und Freundlichkeit, und die schönen Zusprüche ihrer gnädigen Gräfin gingen den Leuten sehr zu Herzen und die härtesten Männer weinten gleich Kindern. Genovefa's Frömmigkeit, ihre Leiden, ihre Geduld, ihr Wort und Beispiel waren ein großer Segen für das ganze Land. Weit umher wurden die Menschen viel frömmer, und besserten sich augenscheinlich, und in mancher Hütte, in der vorhin der Unfriede zu Hause war, wohnte nun Eintracht und Liebe, Ruhe und Zufriedenheit. Der fromme Bischof sagte oft: „Wenn Gott durch

einen Menschen ein großes Heil stiften will, so schickt Er ihm große Leiden zu — und ein solches Leiden ist dann gleichsam auch eine der heiligen Weihen, die Gott selbst verleiht. Genovefa's Leiden stiften mehr Gutes, als meine Predigten."

Neunzehntes Kapitel.

Golo's Schicksal.

Wenn die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herab kamen, wollten sie auch noch den Golo sehen. Ein Blutgericht hatte ihn als einen Verläumder, treulosen Diener und dreifachen Mörder zum Tode verurtheilt. Er sollte von vier Pferden oder vier Ochsen in vier Stücke zerrissen werden. Allein der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte seiner frommen Gemahlin ihm die Todesstrafe geschenkt. Ihn aber von dem ewigen Gefängnisse zu befreien, stand nicht in des Grafen Gewalt. Der Kerkermeister, der den Leuten den Golo zeigen mußte, hatte sehr viel zu thun, und fast den ganzen Tag keine Ruhe. Er

that es aber doch gerne. „Kommt nur!" sagte er zu den Leuten: „Da droben im Zimmer der Gräfin habt ihr ein Bild der Unschuld und Tugend gesehen. Da drunten in Golo's Gefängnisse könnt ihr nun das Bild der Sünde und des Lasters sehen."

Er ging mit einer Laterne und einem schweren Bunde Schlüssel voraus, die enge steinerne Stiege hinab, weit unter die Erde. Als er die schwere eiserne Thür aufmachte, da wurde es den Leuten ganz schauerlich, und als er mit der Laterne in das Gefängniß hineinleuchtete, und sie den Golo sahen, erschracken sie noch mehr. Denn Golo war fürchterlich anzusehen. Das Haar hing ihm wild und zerstreut über die Stirne, und er hatte einen langen Bart. Sin Gesicht war bleich wie eine Wand, und er blickte mit seinen schwarzen Augen scheu und gräßlich umher. Sein böses Gewissen peinigte



ihn so, daß er oft ganz wahnsinnig war, fürchterlich brüllte, mit seinen Ketten rasselte, und den Kopf an die Wände stieß. Auch wenn er mehr bei sich selbst war, führte er allerlei seltsame Reden, die Einem durch Mark und Bein gingen.

„O Thor! Thor! siebenfacher Thor, der ich war!“ schrie er oft. „O wehe dem, der von Gott abweicht, sein Herz bösen Begierden öffnet, und die Stimme seines Gewissens nicht mehr hört! Anfangs mag er einige falsche, eitle, betrügerische Freuden genießen — aber sein Ende ist Jammer und Elend! Er wandelt auf Blumen, aber plötzlich stürzt er in einen Abgrund, den die Blumen vor seinen Augen verbargen! Wehe, wehe dem, der nach verbotenen Freuden trachtet! Er glaubt sich einem blühenden Rosenstrauch zu nähern, streckt die Hand nach einer Rose aus — aber plötzlich fährt eine zischende, giftgeschwollene Schlange aus dem Strauche hervor, umschlingt ihn mit siebenfachen Ringen, und würgt und drosselt und zerfleischt ihn ohne Aufhören mit giftigen Bissen!“ —

Manchmal fragte er, obwohl man ihm das schon oft gesagt hatte: „Ihr Leute! ist's wahr, hat man die Gräfin und ihr Kind wieder gefunden? Ist's so, oder hat's mir nur so geträumt? Nein,

nein! Es hat mir nicht geträumt. Es ist so; es ist wirklich so. Ich glaub's. Denn hört," fuhr er dann mit wehklagender Stimme fort, „Gott ist ein furchtbarer Rächer! Er hat sie aus diesem Gefängnisse da errettet, und mich in eben dieses Gefängniß hinunter geworfen. Ja, ja, da saß sie," sagte er, und schlug mit der Hand auf das rothe Steinpflaster — „da, auf diesem Boden, wo ich jetzt sitze. Glaubt ihr nun, daß Gott gerecht ist?"

Ein anderes Mal rief er: „Gottlob! kommt ihr nun einmal, mich zu holen? Nun führt mich denn hinaus zur Richtstätte. Ich gehe gerne!" sagte er, und stand auf: „Ich habe eine unschuldige Mutter und ein armes Kind umgebracht — darum muß man mir den Kopf auch abschlagen. Ich habe unschuldiges Blut vergossen — seht ihr's da, meine Hände sind noch voll Blut — seht ihr's, über und über sind sie blutroth! Seht, die Bäche von Thränen, die mir aus den Augen fließen, waschen sie nicht mehr weiß. Darum muß ich mein Blut auf der Richtstätte auch verspritzen. Ich thu' es aber gern! Besser unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben, als diese Qual da — drinnen," — er zeigte auf die Brust — „noch länger erdulden!"

Zu Zeiten, wenn Gewissensangst und Verzweiflung ihn noch mächtiger ergriffen, und ihn ganz außer sich brachten, sah er die Leute, sobald man die Thür geöffnet hat, starr an, lachte dann fürchterlich, und schrie: „So! bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt euch auch von der bösen Lust betrügen lassen, und ihr habt die Unschuld auch verführt? Wie? Laßt mir eure Hände sehen, ob keine Thränen einer unglücklichen Mutter daran hangen, ob kein Blut eines armen Kindes daran klebt? Ihr bietet sie mir nicht her — ihr getrauet euch nicht, sie mir zu zeigen? — Jetzt weiß ich's," schrie er dann fürchterlich, „es ist so! Eure Hände sind voll Blut und Thränen, wie die meinigen. Ihr seid Verbrecher, wie ich. Kommt nur herein zu mir! Seht," fuhr er fort, und rückte auf die Seite, „seht, da, da ist künftig euer Platz. Alle die Verbrecher gehören zu mir herein." — —

Da fingen die erschrockenen Kinder an, laut zu schreien, und verbargen das Gesicht in die Kleider ihrer Mütter; jeder Jüngling und jede Jungfrau nahmen sich heilig vor, das Herz vor solchen Sünden rein zu bewahren, die den Menschen in ein solches Elend stürzen können; und mancher Mann und manche Frau sagten laut:

„Lieber in der Wildniß Wurzeln und Kräuter essen, und unschuldig sein, wie Genovefa — als so wie Golo in einem gräflichen Schloße im Ueberfluße leben, und ein böses Gewissen haben, und ein solches Ende nehmen.“

„Da habt ihr Recht!“ sagte der Kerkermeister, indem er die eiserne Thür zuschloß, „und wenn das Lasterleben auf dieser Welt auch nicht immer ein so schlimmes Ende nimmt, so ist es doch gewiß der Anfang unendlich größerer Leiden in jener Welt.“

In diesem verzweiflungsvollen Zustande lebte Golo viele Jahre, und ob sein Tod tröstlicher war, weiß man nicht. Man sagt, er habe keine Ruhe gehabt, bis man ihm sein Recht endlich noch angethan habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch ein Wort von der Hirschkuh. Schluß.

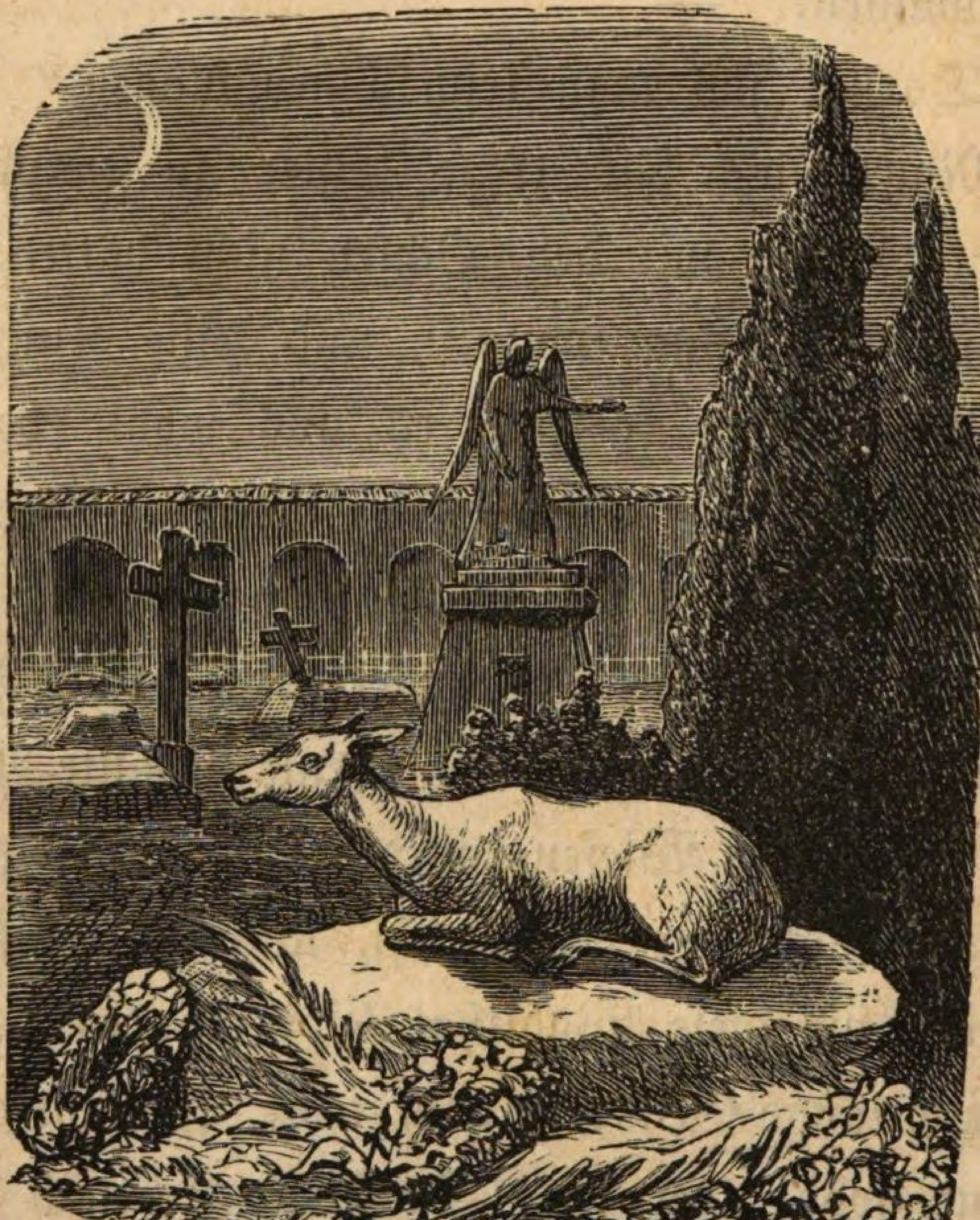
Nachdem die Kinder Genovefa, Schmerzenreich und Golo gesehen hatten, wollten sie, — wie nun die Kinder einmal sind — auch noch die Hirschkuh sehen. Der Graf hatte ihr einen eigenen schönen Stall bauen lassen. Sie lief frei in dem Schloßhofe herum; ja sie kam wohl auch in das Schloß, und die Stiege herauf, bis vor Genovefa's Zimmer, und war da nicht wegzubringen, bis man sie auf einige Augenblicke hineingelassen hatte. Sie war sehr zutraulich gegen alle Leute, und fraß ihnen aus der Hand, und auch die Jagdhunde auf dem Schloßhofe thaten ihr nichts zu Leid. Die Kinder hatten eine große Freude an dem schönen Thiere,

gaben ihm Brod, und streichelten es, und die Mütter sagten: „Mein Gott! wenn dieses Thier nicht gewesen wäre, so wäre unsere liebe Gräfin und unser lieber junger Graf in der Wildniß umgekommen!“ —

„Darum soll man kein Thier plagen,“ sagte die Magd, die das treue Thier zu verpflegen hatte. „Wenn wir den Ochsen nicht hätten, den wir vor den Pflug spannen, und keine Kuh, die uns Milch gäbe, so ging es uns wohl eben so schlimm, als es der lieben Gräfin ohne die Hirschkuh in der Wildniß gegangen wäre. Ja, die Welt wäre ohne die Thiere eine rechte Wildniß für uns! Man sähe da wenig bebaute Aecker, und die schönsten Wiesen würden uns nichts helfen. Darum plagt euer Vieh nicht, und laßt uns daher auch für diese Wohlthat Gott danken.“

Wie lange Genovefa noch lebte, ist nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange sie noch lebte, lebte sie in Freude, und that noch unaussprechlich viel Gutes, und sanft und selig war ihr Ende. Ihr übriges Leben glich einem schönen, stillen Frühlingsabende nach einem schweren Gewitter, das glücklich vorüberzog; und ihr Tod war wie der schöne, liebliche Untergang der Sonne, die noch

leuchtet und Segen verbreitet, bis auch ihr letzter Strahl — nicht erlischt — sondern nur sich unsern Augen entzieht, um herrlicher in einer andern Welt aufzugehen.



Bei ihrem Leichenbegängnisse fanden sich unzählige Menschen ein, und alle vergossen an ihrem Grabe heiße Zähren, die heißesten aber Siegfried und Schmerzenreich. Die treue Hirschkuh legte sich auf ihr Grab, und wich nicht mehr davon.

Von dem Futter, das man ihr vorlegte, rührte sie gar nichts an, bis man sie eines Morgens auf dem Grabe todt fand. Der Graf ließ Genovefa ein prächtiges Grabmal aus weißem Marmor errichten, an dem ganz unten auch die Hirschkuh in Stein ausgehauen war.

In der Wildniß hatte der Graf auf Genovefa's Bitte eine Einsiedelei anlegen lassen. Rechts neben Genovefa's Höhle stand die Kapelle. Der Bischof Hildolf weihte sie ein, und das Volk nannte sie Frauenkirchen. Genovefa's Geschichte war zierlich und schön an den Wänden abgemalt, und das kleine hölzerne Kreuz, an dem so viele theure Erinnerungen hafteten, wurde — doch erst nach Schmerzenreichs Tode — in Gold gefaßt, und auf den Altar gestellt. Zur andern Seite der Höhle war die Zelle des Einsiedlers, nebst einem zierlichen Gärtchen, durch das die Quelle floß. Sehr viele Menschen kamen immer dahin, und der freundliche Einsiedler zeigte ihnen dann das kleine Kreuz, die Gemälde, die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa gekniet, und die Quelle, aus der sie getrunken hatte, erzählte ihre Geschichte, und ermahnte Groß und Klein, ihrem schönen Beispiele zu folgen.

Das Volk verehrte Genovefa als eine Heilige, und nach beinahe hundert Jahren rühmten sich noch alte, eisgraue Männer: „Da ich noch ein Kind war, habe ich Genovefa gesehen!“ — und sie erzählten dann den horchenden Enkeln und Urenkeln, was Genovefa ihnen gesagt habe.

Das Schloß Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, im gemeinen Leben bloß Siegmern oder Simmern genannt, wo Siegfried und Genovefa gewohnt hatten, ward indeß zerstört, und es sind, unter dem Namen Altsimmern nur noch, nicht weit von Koblenz, einige Trümmer davon zu sehen; allein die Ehrfurcht und Liebe gegen Genovefa war dauerhafter und unzerstörbarer, als jene festen Mauern. Keine Macht der Zeit konnte ihr Gedächtniß von der Erde vertilgen, und manche Frau und Jungfrau führt zum frommen Andenken an sie bis auf den heutigen Tag noch den Namen — Genovefa!